

it  
—  
5

OH 495/5

# Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur

von

Ednard Ottmann in Gießen,

Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

## Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

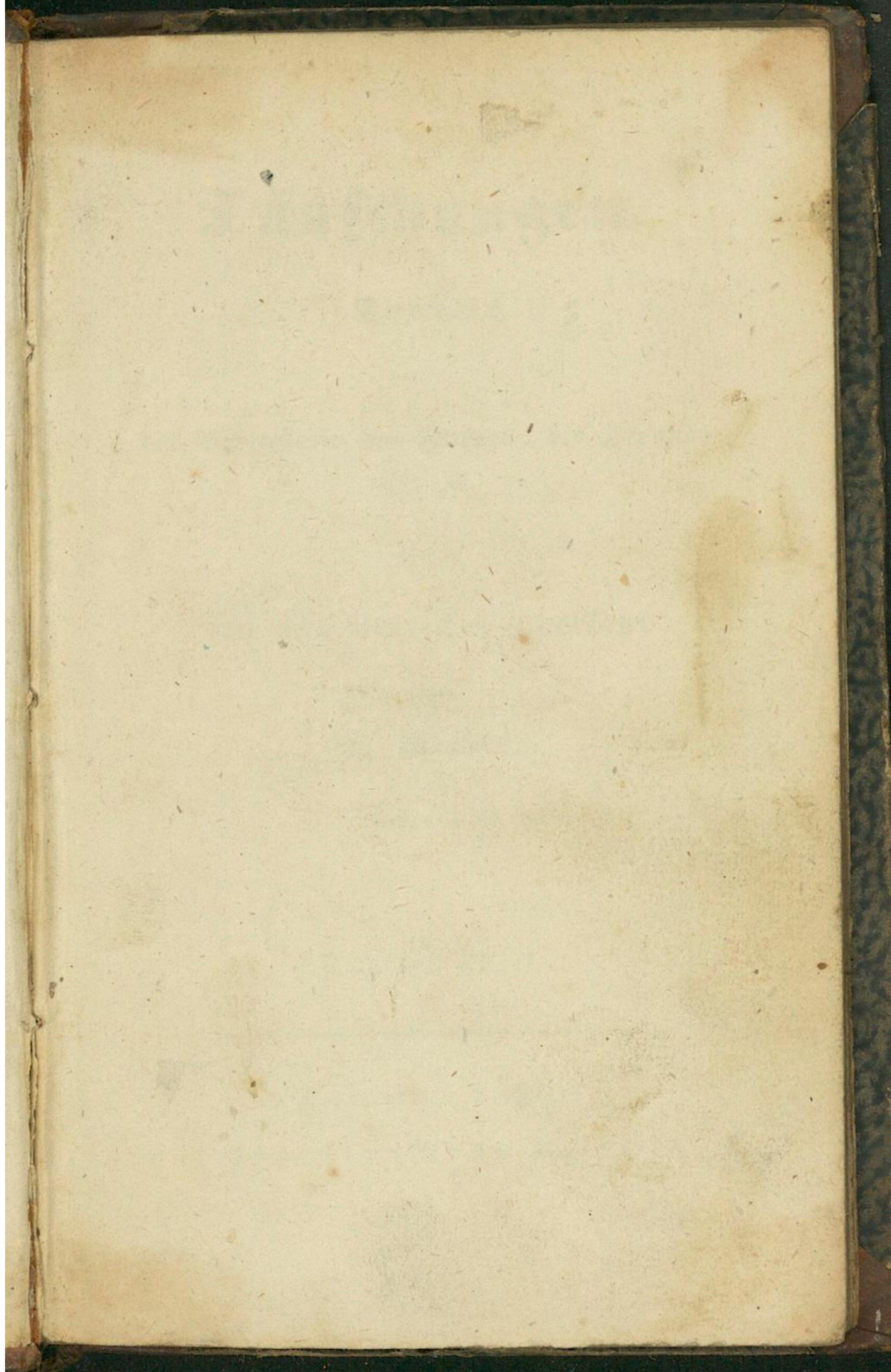
4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

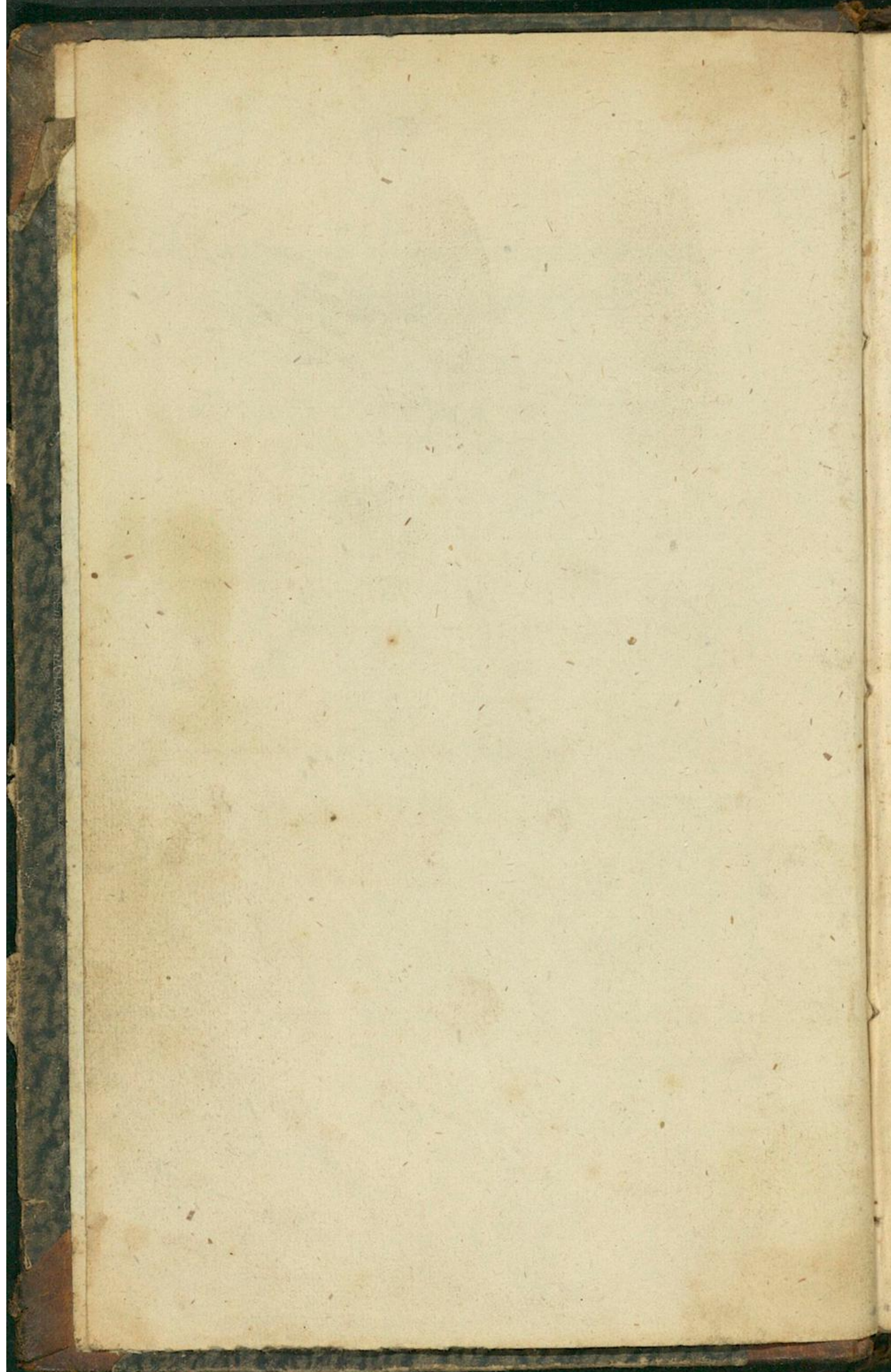
für wöchentlich	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
auf 1 Monat:	1 Wk. — Pf.	1 Wk. 50 Pf.	2 Wk. — Pf.
" 3 "	2 " — "	3 " — "	4 " — "

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern etc.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ansleihezelt.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.





# Läufungen.

Novelle

von

der Verfasserin der Frauen, der Freunde  
u. s. w.

Aus

dem Schwedischen übersetzt

von

C. Eichel.

Auch wachend träume ich zuweilen.  
Geijer.

Zweiter Theil.

---

Leipzig, 1839.

Bei Christian Ernst Kollmann.

Zusatz

Blatt

von

der Verfasserin der ...

n. f. 10.

aus

dem ...



Zweiter Teil

1881

Verlag ...

# Z ä n f c h u n g e n.

---

Zweiter Theil.

3 a n f u n d e

Zweiter Teil

1

11

Wochen und Monate verflossen auf diese Weise. Ich war beständig wie berauscht von den Vergnügungen, die mich umgaben, und nur für Dich, liebe Großmutter, hatte ich Erinnerungen und Gedanken. Alles Andere ging in meiner Liebe unter. Ich fühlte, daß ich unendlich liebte; ich glaubte zu fühlen, daß Otto dasselbe Gefühl gegen mich hegte, und dieß war mir genug. Geschah es zuweilen, daß sich meine Gedanken auf die Zukunft richteten, so wanderte ich in dem großen Lustgarten meiner Phantasie stets an Otto's Seite. Ich sah dieß für etwas so Sicheres, so Bestimmtes an, daß ich es nicht der Mühe für werth hielt, darüber zu sprechen. Auch Otto sprach nicht darüber! Die wenigen Stunden, die wir für uns hatten,

reichten selten zu einer ruhigen, vernünftigen Unterredung hin, sondern wurde in Entzücken von beiden Seiten oder auch mit kleinen Zwischen, Mißverständnissen und Mißdeutungen, die erklärt, ausgeglichen oder beseitigt werden sollten, zugebracht. Otto war im höchsten Grade eifersüchtig, ich dagegen nicht im Mindesten. Er traute mir nie, während ich ihm wie einem Gott vertraute. Der Kammerjunker von P\*\*, ein kleiner englischer Lord Namens D\*\*, der seine *tour de l'Europe* mit seinem Hofmeister machte, ein Lieutenant vom ersten und ein anderer vom zweiten Garderegiment belagerten mich fortwährend, und Otto sah nicht einen von ihnen, sondern alle schief an. Edward H\*\* war ihm ein beständiger Dorn im Auge, obwohl ich ihn in Otto's Gegenwart fast vermied. Edward selbst schien dieß auch zu bemerken, denn in Otto's Anwesenheit adressirte er sich nur selten an mich, außerdem sehr oft. Doch hielt er sich stets bei gewöhnlichen Unterhaltungsgegenständen auf, aber er gab diesen oft einen Anstrich von Leidenschaft, die er wohl zu verbergen suchte, die aber einem schlauen,

durchdringenden weiblichen Blick unmöglich verborgen bleiben konnte.

Pauline gewann mit jedem Tage mehr Macht über mich, theils durch ihre Ironie, theils durch ihren originellen Witz, der mich unendlich ergötzte, theils durch ihre augenblickliche Artigkeit und Freundlichkeit, die ich für ein Zeichen von Zuneigung und spät erwachter Freundschaft hielt. Zu meiner Beschämung muß ich bekennen, daß ich mir jetzt nur selten Zeit nahm, an Meliden zu denken. Ich sah sie auch nur selten, denn während des eigentlichen Wintercarnevals war sie bei weitem nicht so oft mit der Generalin und Emilien in Gesellschaft, als während des Herbstes, und je mehr ich mich Paulinen näherte, desto verschlossener und unzugänglicher wurde Melide gegen mich. Auch trugen einzelne Worte, die Pauline dann und wann über Melida's Eigensinn, verschlossenen Character und Kaltsinn gegen Alles, was außer ihr selbst lag, hinwarf, nicht wenig zu der Kühle bei, die zwischen uns zu herrschen anfing. Ich glaubte, Pauline müßte darüber am besten urtheilen können, da sie mit Meliden

zusammen erzogen worden war. Außerdem hats  
te ich — aufrichtig zu gestehen — so Viel in  
meinem armen Kopf, daß außer Otto nichts  
darin einen dauernden Platz behielt, weder im  
Kopfe, noch im Herzen.

Es war ein ewiger Gegenstand des Strei-  
tes zwischen mir und Otto, daß ich ihm un-  
geachtet aller seiner Bitten, Drohungen, Ver-  
sprechungen und Versuche nie erlaubte, in mein  
Zimmer zu kommen. Ich hatte mir's zum heil-  
igen Gesetz gemacht und — wie oft ich auch  
nahe daran war, meinen Vorsatz zu brechen —  
stets blieb ich ihm treu. Ich hatte mein neu-  
es Kammermädchen Mina daran gewöhnt, daß  
sie — gleich wie ich stets den Kiegel vorschob,  
sobald sie in mein Zimmer getreten war, —  
allemaal sogleich die Thür verschloß, wenn sie  
es wieder verließ. Otto wußte daher recht  
gut, daß jeder Versuch zum Eindringen vergez-  
bens war; deshalb hörte er endlich auf, jeden  
Abend an meiner Thür zu rütteln, aber er  
hat mich um so flehentlicher um Einlaß, je  
hartnäckiger ich ihm denselben verweigerte. Er  
schüzte stets vor, daß er mir tausenderlei Dinge

zu sagen hätte, die er in den kurzen Diebes-  
 stunden — wie er unsere einsamen, heimlichen  
 Zusammenkünfte immer nannte — weder anfangen  
 noch beenden konnte. Ich sagte ihm deshalb  
 einmal, theils um ihm einigen Ersatz für  
 das zu geben, was ich ihm verweigerte, theils  
 weil ich wirklich die Ueberzeugung hegte, daß  
 in unserm Verhältnisse darin nur ein  
 sehr geringes Unrecht liege: — „Nimm doch zu  
 Feder und Papier Deine Zuflucht!“ — Aber da  
 zuckte er mit den Achseln, schüttelte den Kopf,  
 seufzte tief und sprach: — „Nein, das wäre zu  
 viel! — Das wollen wir doch nicht wagen!“ —  
 Er war jetzt oft in der finstersten Laune, nannte  
 sich einen Unmenschen, einen Unglücklichen und  
 wenn ich ihn nach der Ursache fragte, erwiederte  
 er, wie aus einem Traume erwachend: — „Ja,  
 sieh, Du solltest Alles klar und offen erfahren,  
 wenn ich ungestört und ohne diese verdamnte  
 Furcht und Unruhe an Deiner Seite sitzen und  
 an Dich gelehnt Dir alle meine Sorgen, all  
 mein grenzenloses Elend vertrauen könnte!“ —  
 Da, liebe Großmutter, war ich oft nahe daran,  
 meiner grenzenlosen eignen Neigung nach-

zugeben, und wahrscheinlich würde ich seinen Bitten, die immer dringender und überzeugender wurden, nicht lange mehr widerstanden haben. Er versprach mir heilig und mit seinem Ehrenworte, sich dann gänzlich meinen Wünschen zu fügen. Ich widerstand zwar noch immer; aber Gott weiß, wie lange mein Widerstand noch gedauert hätte, wenn nicht ein neues, ganz un erwartetes Ereigniß dazwischen getreten wäre und eine Kette von Kümernissen und Widerwärtigkeiten begonnen hätte, die mir das Schicksal während meiner kurzen, schönen Jubelzeit allmählig zubereitet hatte.

Wir waren eines Abends bei der Generalin gewesen. Der Abend war ungewöhnlich langweilig. Melida war abwesend, Pauline hatte mich mit ihren Anspielungen auf Jemanden, den sie nicht nennen wollte, mit dem sie aber — wie ich immer fürchtete — Otto meinte, mehr als gewöhnlich gequält. Ich zitterte — ohne zu wissen warum — und ein kalter Schauer überlief mich bei dem bloßen Gedanken, daß Pauline Besizerin eines Geheimnisses sein sollte, das ich früher — ungeachtet meiner großen

Neigung dazu — nicht einmal Meliden anvertraut hatte. Otto hatte sich an diesem Abend nur eine kurze Stunde bei der Generalin aufgehalten und nach der Entfernung kamen mir alle Uebrigen doppelt langweilig vor. Edward bemerkte meine Verstimmung, fragte mich nach der Ursache derselben und als ich ihm ein wenig mürrisch antwortete, verbeugte er sich und ging. Kurz, dieser Abend war ein passendes Vorspiel zu der Zeit, die nun kommen sollte. Zu allem Unglück war ich mit meinem Anzuge noch nicht in Ordnung und konnte meine Sachen nicht sogleich finden, als wir spät am Abend nach Hause fahren wollten, und die Tante, die an diesem Tage sehr heftige Migraine hatte, (obwohl sie durch dieselbe nicht verhindert worden war, die Gesellschaft zu besuchen) sagte mir darüber eine Malice über die andre. Während ihrer übeln Laune auf dem Rückwege entfielen ihr auch mehrere Aeußerungen, die meine Eigenliebe und meinen Glauben an das Wohlwollen meiner Umgebungen sehr verletzten. Sie sprach davon, wie eingebildet es sei, zu glauben, daß man Allen gefiele, und versicherte

mir, daß sich Mehrere fänden, die nicht im Geringssten an mich dächten und mich kaum bemerkten, wie vielerlei Schlingen ich denselben auch zu legen suchte. Dieß Alles aber sprach sie nicht etwa offen und gerade aus, so daß ich mich dagegen hätte vertheidigen können, sondern unter verschiedenen Verschleierungen und so zweideutig, daß ich nichts darauf antworten konnte, sondern mich stellen mußte, als ob ich es nicht auf mich bezöge, obwohl ich schlau genug war, zu merken, auf wen die Worte der Tante eigentlich zielten. Ob sie jedoch mit den Mehreren Edward oder Otto, oder Beide meinte, darüber ward ich nicht recht klug.

Verstimmt und niedergeschlagen kam ich auf mein Zimmer und als Mina mir beim Auskleiden half, sagte sie: — „Ach, ich besinne mich, ich habe einen Brief für das Fräulein, den ich vergessen habe mit heraufzubringen.“ —

„Wer gab ihn Dir?“ — fragte ich mit einem Herzen, welches vor Freude darüber klopfte, daß Otto endlich diesen Ausweg ergriffen hatte, und daß ich nun endlich erfahren sollte, was ich schon so unendlich lange zu wissen gewünscht

hatte, ohne das Gelübde zu brechen, welches ich Dir, gute Großmutter, in meinen Gedanken gegeben und wozu ich den Himmel als Zeugen angerufen hatte. Nach Mina's Versicherung war ihr der Brief von einem kleinen, dürftig gekleideten Knaben übergeben worden. Es schien mir zwar möglich, daß Otto dieses Mittel angewendet haben könnte, um den Brief in meine Hände zu bringen, doch grübelte ich nicht lange darüber, sondern bat Mina, den Brief zu holen, indem ich keinen Augenblick zweifelte, daß er von ihm sei. Während Mina's Außenbleiben war ich in der süßesten Unruhe und Erwartung. Aber wer kann mein Erstaunen schildern, als ich einen kleinen, schmutzigen, groben, zusammengeschlagenen Papierstreifen erhalte, schlecht versiegelt, mit Siegellack betröpfelt, mit einem Stüber petschirt und an mich — in einem horribeln Stile — adressirt. Erstaunt und herabgestimmt erbreche ich den Brief und lese ihn. Er war von der armen Marie, die mich in den beweglichsten und demüthigsten Ausdrücken bat, um Gottes Willen zu ihr zu kommen, wenn auch nur auf wenige

Augenblicke. Sie schrieb mir, daß sie krank und hilflos sei und Niemanden in der Welt habe, an den sie sich wenden könnte, als an mich; — „denn Sie waren stets gütig gegen mich in meinem Elend,“ — schloß sie. Ihre Wohnung hatte sie genau aufgeschrieben, sie war in einem Hause in der Westlangstraße, vier Treppen hoch. — „Arme Maria!“ — sprach ich leise für mich hin, denn sie hatte mich vor allen Dingen gebeten, nicht das Mindeste über sie oder ihren jetzigen Aufenthalt gegen Jemanden im Hause zu erwähnen. Ich legte mich niedergeschlagen und traurig nieder und — da ich weder Liebe noch Vertrauen zur Tante hatte — so hielt ich es keineswegs für unrecht, ihr den Entschluß zu verbergen, den ich gefaßt hatte: am folgenden Morgen nämlich die arme Marie aufzusuchen und ihr zu helfen, insoweit ich vermochte. Daß die Tante diesen Entschluß nicht gut heißen würde, konnte ich daraus schließen, weil sie, als ich einmal durch Zufall auf Marien zu sprechen kam, mit ungewöhnlicher Heftigkeit rief: „Sei so gut, und sprich in meiner Gegenwart nicht von dem fa-

talen Geschöpf!“ — Die Ursache dieser Aeußerung suchte ich damals in einer Klätscherei Annettens und kümmerte mich nicht weiter darum. Daß Otto bei diesem Vorfall gegenwärtig war, plötzlich von seinem Sitze aufstand und das Zimmer verließ, fiel mir erst lange nachher ein.

Am andern Morgen war das Wetter ungewöhnlich schön. Die Straßen waren trocken. Ich bat daher die Tante um Erlaubniß, einiger kleinen Einkäufe halber auszugehen. Einer der Bedienten erhielt Befehl, mich wie gewöhnlich zu begleiten, und mit dem größten Theil meines baaren Vermögens machte ich mich auf den Weg. Als ich an das Haus kam, in welchem Marie nach ihrer Angabe wohnte, hieß ich den Bedienten unten warten, bis ich von einer Nähmamsell, die ich aufsuchen wollte, wieder zurückkäme. Furchtsam und schüchtern wagte ich mich nun allein in dieses dunkle unheimliche Nest; schon im zweiten Stock begegnete ich jedoch einer alten Frau, die mich bis ins vierte Stock brachte, und als ich endlich an die mir bezeichnete Thür klopfte, rief mir eine schwache Stimme von innen zu, daß der Schluß

sel gleich an der Thür läge. Im Dunkeln suchte ich nun den Schlüssel und öffnete die Thür. Aber wer kann sich mein Erstaunen über den Anblick denken, der mir beim Eintritt in dieses elende Gemach begegnete und den ich — albern und unerfahren genug — nicht geahnt hatte. Oft später wunderte ich mich, daß ich nie auf diesen Gedanken gefallen war. Marie lag bleich und verfallen auf einem dürftigen Bett und neben ihr ein kleines Kind, welches trotz der großen Kälte, die in diesem düstern, elenden Aufenthalt herrschte, nur in einige dünne Halstücher eingewickelt war. Ich war stumm vor Besorgniß und trauriger Ueberraschung.

„Mein Gott, arme Marie!“ — rief ich endlich. „Was machst Du denn? — Was hast Du denn da für ein kleines Kind? — Wem gehört es denn?“ —

Meine Frage war wahrhaftig nicht aus Neugierde gethan, denn es fiel mir nicht im entferntesten ein, daß das Kind Marien zugehören könnte; sondern vor meiner Phantasie spukten sogleich verworrene Geschichten von Findelkindern und dergleichen. Marie streckte ihren Arm

nach mir aus, nahm meine Hand, drückte sie an ihren Mund und überströmte sie mit Thränen und Küffen.

„Ach, mein gutes, gnädiges Fräulein!“ — seufzte sie. — „Sie werden es wohl wissen, die gnädige Gräfin wird Ihnen wohl gesagt haben“ — — —

„Die Gräfin?“ — erwiderte ich ganz erstaunt. — „Nein, die hat mir nicht das Geringste gesagt! — Sprich daher, liebe Marie, wem gehört dieß kleine Kind?“ —

Damit meinte ich eigentlich, wer seine Mutter sei; allein sie nahm meine Frage in einem andern Sinne und antwortete mit dem Erröthen der Scham auf ihren bleichen, eingefallenen Wangen:

„Liebes Fräulein, sehen Sie nur das Kind an, so werden Sie nicht mehr fragen, wem es gehört!“ —

Und nun wendete sie das wunderschöne, schlummernde Kind nach mir hin. Und nun, Großmutter! Nun ging auf einmal ein entsetzliches, fürchterliches Licht in meiner Seele auf! Aber vor meinen Augen ward es nachtschwarz,

ich verlor die Besinnung auf mehrere Augenblicke und sank in den alten Lehnstuhl zurück, auf welchem ich saß. Der Bettvorhang verbarg mich vor Mariens Blicken und nach kurzer Zeit begann das Blut wieder durch meine Adern zu strömen und ich aus meiner Ohnmacht zu erwachen; aber — o Gott! — zu welchen Gedanken, zu welchem Bewußtsein! Lange saß ich schweigend da, bevor ich einen einzigen geordneten Gedanken zu fassen vermochte. Ich konnte nicht in Worten aussprechen — nicht einmal vor mir selbst — was ich nun wußte. Nach langem Schweigen begann endlich Marie: — (denn ich war nicht im Stande die Lippen zu bewegen) —

„Ach, mein gutes, liebes, gnädiges Fräulein, verdammen Sie mich nicht! Er war un-  
widerstehlich für mich armes, unerfahrenes  
Ding, als ich vor'm Jahre vom Lande herein-  
kam. O, mein Gott! und wie gut war er ge-  
gen mich. Und wie fest versprach er mir, für  
mich zu sorgen und für — das arme Kind!  
Als er aber abgereist war, fingen meine Kame-  
radinnen an über mich zu munkeln und so er-

lauerete die boshafte Annette endlich die Wahrheit von mir und brachte der Gräfin sogleich die Nachricht davon. Die Gräfin ward so böse, so entsetzlich böse darüber und wollte mich auf der Stelle ins Spinnhaus bringen lassen — ja, so sagte sie — aber indem kam der gnädige Graf dazu, fragte, was es gäbe, und sprach dann lange französisch mit der Gräfin, worauf sie mir einige Thaler gab mit dem ausdrücklichen Befehl, mich auf der Stelle nach Hause zu meiner Mutter zu begeben, welche zwanzig Meilen von hier wohnt. Aber mein gnädiges Fräulein, das war mir nicht möglich! — Wie ein ehrbares, anständiges Mädchen hatte ich meine Mutter vorm Jahre verlassen und sollte nun so wieder nach Hause kommen? — Als es Abend geworden war, kehrte ich um und ging nach der Stadt zurück, obgleich ich daselbst keine menschliche Seele kannte, denn ich hatte nur draußen in Schönwif gedient. Endlich glückte es mir, dieses elende Nest zu finden; aber vor Kummer und Gram erkrankte ich und habe nun, seitdem ich hier wohne, dieses Lager nicht verlassen. Wäh-

rend dieser Zeit" — fuhr sie leise und verschämt fort — „wurde dieses Mädchen geboren. Es ist nun über zwei Monate alt und ich habe keinen Schilling mehr. An eine Madam, die hier im Hause wohnt, habe ich alle meine Kleider verkauft, und nun habe ich gar nichts mehr!" —

„Ist Dein Kind schon getauft?" — waren die ersten Worte, die ich über meine zitternden Lippen zu bringen vermochte.

„Ei ja wohl!" — sagte sie. — „Es heißt — verzeihen Sie, gutes Fräulein — sie heißt — — Ottilie!" —

Ich zitterte an allen Gliedern. — „Weiß er" — — — begann ich; aber die Worte erstarrten mir auf der Zunge.

„Ach nein!" — rief sie laut weinend. — „Er weiß gewiß nicht, wie unglücklich ich jetzt bin. Sie haben ihm wahrscheinlich gesagt, daß ich bei meiner Mutter wäre, — wenn er zurückgekommen ist — und nach mir gefragt hat," — setzte sie leise seufzend hinzu. — „Ach, er weinte so sehr am letzten Abend, — er bat mich und den lieben Gott um Vergebung und versprach

mir viele tausendmal, daß ich — oder — oder mein Kind nie Noth leiden sollte.“ —

Leise nahm ich nun das Kind und zog mich hinter die Bettgardine zurück, um es ungestört betrachten zu können. Gott, liebe Großmutter, wie viele Thränen und Küsse widmete ich dem kleinen Engel! Da Marie noch so schwach war, sich in so ärmlichen Umständen befand und namentlich keine Kleidungsstücke hatte, so hatte das Kind gewiß nicht die beste Pflege. Auf einmal kam unerwartet Kraft, Muth und Entschlossenheit über mich. Ich ging an die Thür und verriegelte dieselbe, legte meinen seidnen Pelz und meinen Hut ab, machte Feuer in den kleinen Kachelofen und — ungeachtet aller Einswendungen Mariens — wusch und putzte ich das kleine süße Kind, daß mich in seiner Einfalt wie ein Engel anlächelte, bis es rein und fein wie ein kleiner Engel aussah. Dann nahm ich meine beiden Unterkleider und eine Scheere, und aus dem Flanellunterkleide wurden zwei Mäntelchen, aus dem andern von englischem Perkal zwei Stücken zugeschnitten, in deren eines ich das Kleine bettete, während ich es mit

dem andern Isammt meinem, dichten warmen Schwal zudeckte.

Ach, Großmutter, was ist doch das Menschenherz für ein Labyrinth! — Kannst Du Dir denken, daß ich ganz heiter wurde, als ich damit fertig war? — dann warf ich meinen Pelz wieder um, eilte hinunter ins Haus, wo ein Bäcker wohnte, der auch ein Milchmagazin hielt, kaufte Semmel und eine Flasche süße Milch für Marien, gab ihr sämtliche Baarschaft, die ich bei mir hatte, und versprach ihr Alles, was sie noch brauchte und was in meinen Kräften stand, so bald als möglich zu verschaffen. Sie dankte mir unter Thränen; aber ich bemerkte gleichwohl, daß sie noch eine Bittte auf dem Herzen hatte, obgleich sie sich damit nicht herauszutrauen schien. Als ich endlich nicht länger bleiben konnte und mich zum Fortgehen anschickte, trat sie mit ihrem Anliegen hervor, daß in nichts Anderem bestand, als daß ich — ich, liebe Großmutter — heimlich mit ihm von Marien, von ihrer unglücklichen Lage und ihrem jetzigen Aufenthalte sprechen sollte.

„Nein, Marie, alles Andere, aber das kann ich nicht!“ — war meine erste Antwort. Aber in demselben Augenblicke dachte ich daran, wie grausam, wie unmenschlich es wäre, ihr die einzige Stütze, den einzigen Trost, den sie in der Welt hatte, zu rauben und dem lieblichen Kinde einen Blick, eine Liebkosung von — — — Gott, ich vermochte diesen Gedanken nicht auszudenken!

Marie weinte laut über meine harte Antwort.

„Marie,“ — sagte ich — „schreib lieber selbst an ihn! Ich will — ich will versuchen — ich will Dir versprechen, ihm den Brief in die Hände zu bringen, jedoch so, daß er meinen Antheil daran durchaus nicht merkt. Aber versprich mir dagegen, Marie, gegen Niemanden, auch gegen ihn — Du weißt wohl, wen — nicht davon zu sprechen, daß ich hier gewesen bin! Hörst Du, liebe Marie?“ —

Erfreut antwortete sie mir, daß nie ein Wort „von des Fräuleins Güte“ über ihre Lippen kommen sollte, dankte mir mit Thränen und

bat mich dann um ein Blatt Papier, ein schlechtes Tintenfaß und eine fast unbrauchbare Feder, welches sich auf dem Tische befand. Aber vor heftiger Bewegung und Mattigkeit war sie nicht im Stande ein einziges Wort zu schreiben, daher schrieb ich mit verstellter Hand ihre Adresse und eine kurze Bitte um Beistand, die sie selbst mir dictirte.

Dies war mein erstes Schreiben an ihn! Und ich darf wohl behaupten, daß Niemand zu fassen vermag, was ich in diesem Augenblicke fühlte — und litt.

Als der Brief geschrieben und gesiegelt war, nahm ich denselben und verließ Marien. Aber mit welchen Gefühlen, daran will ich nicht denken, noch weniger will ich sie Dir zu beschreiben versuchen, liebe Großmutter!

In dem dunkeln Flur des Hauses stand ich lange gegen die kalte Mauer gelehnt und dachte darüber nach, wie ich diesen Brief, der meine ganze Seligkeit mordete, in Otto's Hände bringen sollte. Plötzlich kam mir ein Einfall, wie ich den Brief wenigstens los werden konnte. In meinem Ridicul hatte ich zwar keinen

Schilling mehr, aber zu allem Glück einen — Caramel.

„Höre!“ — sprach ich zu einem Jungen, der im Hause stand. — „Hier hast Du einen Caramel, aber geh und gieb diesen Brief dem Bedienten, der dort an der Thüre steht!“ —

Sobald ich durch die offene Thüre sah, daß der Junge dem Bedienten der Tante den Brief übergeben hatte, ging ich hinaus, bevor er den Jungen noch fragen konnte, wer ihm den Brief gegeben habe. Indem ich dem Bedienten zurief: „Komm schnell! Es ist schon spät, wir müssen machen, daß wir nach Hause kommen!“ — eilte ich fort.

Nun war ich zwar den Brief los und hatte die Gewißheit, daß er in Otto's Hände kommen würde. Aber ich, ich litt noch immer an dem unendlichen Schmerz, der an diesem Vormittage in meine Seele gedrungen war. Ich hatte eine unbeschreibliche Furcht auf meinem Rückwege — ihm zu begegnen, dessen Namen ich nun so wenig als möglich nennen will. Ich lief mehr, als ich ging, und als wir nach Hause kamen, eilte ich sogleich in mein Zimmer, warf

mich fassungslos auf mein Bett und brach in einen Strom von bitteren, heißen Thränen aus. Mir war nun Alles vorüber! Unwillkürlich trat mirs nun vor die Seele, daß es dieß gewesen war, was Otto'n so sehr beunruhigt hatte, dieß, was er mir mittheilen wollte, dieß, was uns trennte. Ich war zu unerfahren und — wenn ich offen sprechen soll — zu reinherzig, um daran zu denken, daß dieses Ereigniß zwar schrecklich und äußerst schmerzhaft, aber doch nicht — ohne Abhülfe wäre.

Ich nahm mir vor, unter irgend einem Vorwande nicht zur Mittagstafel hinunter zu gehen; aber ich brauchte wahrlich keine Krankheit vorzuschützen, denn ich war wirklich krank. Mein Pelz war sehr leicht, der Tag — obwohl schön — sehr kalt, und ich hatte so gut wie gar keine warmen Kleider an, als ich meine beiden Unterkleider und den Shawl bei Mariens zurückließ. Eben so erhitzt, als ich oben in Mariens Stube gewesen war, eben so durchfroren war ich auf dem Nachhausewege, obwohl ich vor geistiger Aufregung und vor Kummer

Fiebermixture, sehr schön anzusehen, aber ekelhaft und häßlich von Geschmack, vor meinem Bette stehen. Nachmittags kam die Tante herauf, bedauerte mich zwar wegen meiner Krankheit, hielt mir aber gleich darauf eine lange Rede darüber, wie übel man thue, sich unnöthiger Weise zu erkälten und wie nothwendig es sei, daß ich bis zum Freitag wieder gesund sein müsse, weil wir an diesem Tage ein großes Souper haben würden, zu welchem Frau von Stael, mehrere Personen vom Hofe und das ganze corps diplomatique bereits eingeladen wären. Hierauf hielt sie eine flüchtige Revue über mein Zimmer — denn meines Wissens war sie noch nie in demselben gewesen, so lange ich es bewohnte — erzählte mir dann Einiges über das Souper bei der Gräfin W\*\* und entfernte sich wieder.

Ich athmete leichter nach ihrer Entfernung; denn seit ich nun ihre Härte gegen die arme Marie wußte, fühlte ich einen gewissen Abscheu gegen sie, und der Onkel hatte durch seine strenge Mitwirkung dabei eben so wenig in meinen Augen gewonnen. Gegen Abend kam der Letz-

tere ebenfalls zu mir, war ungemein freundlich und zart, bezeugte mir seinen Kummer darüber, daß mir nun das Ries'sche Concert verloren ging, daß für diesen Abend angekündigt war und auf das ich mich schon lange vorher gefreut hatte, und betheuerte mir, daß er selbst gern meine Schmerzen auf sich nehmen wollte u. s. w. Aber alle diese Artigkeiten hatten jetzt ihren Reiz für mich verloren.

So verging der Tag. Ich war in der That so krank, daß ich zuweilen alles Andere über meine körperlichen Schmerzen vergaß, und dann weinte ich bitterlich darüber, daß ich nicht bei Dir war, liebe Großmutter, daß ich nicht Deine zärtliche Pflege genoß, sondern einsam und mir selbst überlassen dalag. Meine Bitterkeit gegen Otto nahm zugleich mit meinen Schmerzen zu und als er an demselben Tage nochmals an meiner Thüre fragte, wie ich mich befände, und mich wie eine Gottheit anflehte, ihm nur mit einem Worte, mit einem Laute zu antworten, verblieb ich dennoch stumm.

„Er mag auch etwas von dem fühlen, was ich leide!“ — dachte ich. Als er sich aber

entfernt hatte, weinte ich wieder bei dem Gedanken, daß er außer seinen andern Bekümmernissen und Gewissensqualen auch noch den Schmerz hatte, mich krank und vielleicht erzürnt auf ihn zu wissen.

Spät Abends, als Minna noch einmal zu mir heraufkam, hatte sie ein neues, unaufgeschchnittenes Buch in der Hand, welches sie mir gab, indem sie sagte: „Der junge Graf bat mich, es Ihnen zu übergeben und Ihnen zu sagen, daß der Vers, von dem sie gesprochen hätten, auf der vierzehnten Seite stände.“ — Ich ergriff das Buch mit zitternden Händen und wartete ungeduldig, bis Minna das Zimmer wieder verlassen hatte. Auf der vierzehnten Seite lag ein Blatt mit folgenden Zeilen:

„Ottilie!“ — Was habe ich Dir Leids gethan? — Warum bist Du so hart? — Oder bist Du so krank, daß Du mir nicht antworten kannst? — Auf meinen Knien flehe ich Dich an, laß mich mit Dir sprechen. Morgen Abend ist Niemand im Hause, darf ich dann kommen? — Es ist zwar eine Ewigkeit bis dahin, aber wenn Du mir ge,

„währst, was ich flehentlich von Dir bitte,  
 „so wird die Hoffnung der Zeit Flügel geben.  
 „Süße Ottilie, versage mir's nicht! Dich so  
 „nahe bei mir zu wissen und Dich nicht sehen  
 „können, das bringt mich zur Verzweiflung  
 „und Raserei. O, gönne mir die Gewährung  
 „meiner Bitte, meine Geliebte, ich bedarf  
 „derselben wahrlich! Dein Otto ist so un-  
 „glücklich! — Willst Du meine Bitte gewäh-  
 „ren, so sende mir bloß das Buch zurück.  
 „O, wie will ich dann das leblose, aber Ge-  
 „ligkeit bringende Buch küssen! Gute Nacht!  
 „Schlummere süß und werde morgen gesund,  
 „aber nicht ganz gesund, damit Du die El-  
 „tern nicht zu begleiten brauchest. Verbirg  
 „diesen Zettel oder zerreiße ihn! Gute Nacht,  
 „Du Engel!“ —

Ich las, küßte und verwischte diese ersten  
 Schriftzüge von — meinem Otto (liebe Groß-  
 mutter, laß mich ihn noch einmal so nennen)  
 mit meinen Thränen; aber ich war in schreckli-  
 chen Qualen befangen. Zurücksenden wollte ich  
 ihm das Buch auf keinen Fall und doch fand  
 sich keine Möglichkeit, einen Mittelweg einzus-

schlagen. Schreiben durfte und konnte ich nicht, ich war zu schwach und krank, und doch fühlte ich den brennenden Wunsch, den armen, leidenden Otto durch einige freundliche Worte zu trösten. Unterdessen verging die Nacht und der folgende Tag, ohne daß ich einen Ausweg fand, Otto'n einige Worte des Trostes zukommen zu lassen. Die Tante war fünf Minuten bei mir gewesen, der Onkel auch ungefähr fünf Minuten; im Uebrigen war sich Alles gleich geblieben, außer daß ich nichts von Otto hörte. Endlich ließ er sich sein Buch wieder ausbitten; aber — Gott weiß, woher dieser plötzliche Entschluß — ich ließ ihm sagen, daß ich es noch nicht gelesen hätte. Nachdem mich Minna mit dieser Antwort verlassen hatte, fand ich bei genauerm Nachdenken, daß dieß die deutlichste abschlägliche Antwort war, die ich ihm geben konnte.

Nun hörte ich von Otto nicht das Mindeste zwei lange, jahrelange Tage hindurch, die mir durch nichts verkürzt wurden, als durch entsetzliche Brustschmerzen, durch meine Thränen, durch die Besuche des Arztes, durch die

Entschuldigungen der Tante, daß sie mich wegen Vapeurs, tic douloureux und Migraine nicht besuchen könnte, und durch die kurzen Besuche des Onkels, die jetzt bloß drei Minuten dauerten, während deren er mir gleichwohl wenigstens fünf kleine Artigkeiten sagte, mir erzählte, welche herrliche Variationen über schwedische Nationallieder Riez in seinem Concert vorgelesen hatte, mir zerstreuende Bücher offerirte und sich erbot, an Dich, liebe Großmutter, zu schreiben, welches letztere ich ihn jedoch bis zum nächsten Posttag aufzuschieben bat, indem ich hoffte, Dir dann selbst schreiben zu können.

Ein gräßliches, todtenähnliches Schweigen herrschte um mich. Ich vernahm keinen Laut von Otto oder von der heitern Welt, die ich so eben erst verlassen hatte, und die wie ein großer Lustgarten vor mir lag, nur dazu bestimmt, zu spielen, zu lachen, zu singen, zu tanzen und meinen Otto von ganzer Seele und ganzem Herzen zu lieben. Nun war dieß Alles vorüber und ich war in meinen Schmerzen, in meinen Thränen und in meiner kummervollen

Einsamkeit fest überzeugt, daß es nie wiederzuehren könnte.

An einem Vormittage hörte ich leichte Schritte auf der Treppe und gleich darauf klinkte Jemand an der Thür meines Zimmers und eine wohlbekannte Stimme rief:

„Was bedeuten denn diese Schlösser und Kiegel? — Glaubst Du denn, daß man Dich am hellen, lichten Tage stehlen wird?“ —

Minna öffnete sogleich die Thüre und Pauline hüpfte herein. Ich freute mich unendlich. Es war doch eine Erinnerung aus meiner fröhlichen, lebensvollen Welt. Sie warf sich sogleich ermüdet auf mein Sopha und rief:

Mein Gott, was sind doch drei Treppen für eine Tortur für „la déesse de la paresse,“ wie Du mich immer nennst! Wie befindest Du Dich denn? — Was sind dieß für Geschichten? — Bist Du wirklich krank oder willst Du nur gern ein Kleid oder so etwas haben? — Zwar dann würdest Du nicht im Bette liegen und so angegriffen aussehen! — Sprich, Mädchen, was in aller Welt sicht Dich an? — Hat man Dir vielleicht etwas Neues erz-

zählt, das nicht wie Zucker und Syrup schmeckt?  
 — et propos des bottes, ist Otto Dein  
 Arzt? — Er wohnt ja gleich neben Dir, Thür  
 an Thür? — Was verordnet er denn? — Rüh-  
 lende Pulver und Geduldsdecocte, nicht wahr?  
 — Habe ich recht gerathen? — Nun, jetzt wirst  
 Du Dein Kopfkissen verbrennen, so roth bist  
 Du geworden! — Nun, so sprich doch! Klage  
 mir nun Dein Uebel! Du siehst ja, daß ich auf  
 einen Krankenbesuch ausgegangen bin, und in  
 diesem Falle muß der Patient stets eine Krank-  
 heitsgeschichte erzählen, bis man so müde ge-  
 worden ist, daß man entweder seines Wegs geht  
 oder einschläft. Nun, so antworte doch!“ —

Ich lächelte sie an und reichte ihr die Hand,  
 denn wenn sie mich auch beständig neckte und  
 höhnte, so ergögte sie mich doch, und ich ha-  
 be nie Jemanden gesehen und werde nie Jem-  
 anden sehen, dessen Scherz so unwiderstehlich  
 erheiternd war, wie der Ihrige. Man konnte  
 weder böse auf sie werden, noch das Lachen un-  
 terlassen, wie grausam und boshaft sie auch  
 zuweilen war.

„Liebe Pauline“ — sagte ich — „sei nur

menschlich und sprich zärtlicher mit mir! —  
Siehst Du nicht, daß ich wirklich recht sehr  
krank bin?“ —

„Ja, das sehe ich wohl; aber woher Deine  
Krankheit kommt, das kann ich Dir nicht von  
außen ansehen.“ —

„Ich habe mich erkältet.“ —

„Am Herzen?“ —

Nein, an der Brust und an den Füßen,  
spricht der Arzt.“ —

„Ach, das ist ja eitel dummes Zeug! —  
Wer hat es denn dem Doctor erzählt?“ —

„Wer? — O, das weiß er von selbst.“ —

„Ach, die Doctoren sind doch sonderbare  
Geschöpfe! — Alle über einen Leisten! Stets  
glauben sie recht wohl zu wissen, aus wel-  
cher Himmelsgegend unsere Krankheiten auf  
uns geweht worden sind; aber wenn sie glau-  
ben, der Wind weht aus Nord:Ost, so kommt  
er gerade aus Süd:West, und wenn sie glau-  
ben, wir litten an einer Erkältung der Fü-  
ße, so quält uns oft der Brand im Herzen!  
das beweist wohl genug, wie klug und hoch-  
weise sie sind und wie wenig es ihnen geholt

fen hat, daß sie in Upsala die Nase in die Bücher gesteckt, das Pro-Patria belaufen und das Seraphienenlazareth und das Carolineninstitut besucht haben, schwarze Tafftkäppchen tragen, den Finger an die Nase legen, klug und wichtig aussehen, an den Puls fühlen, die Zunge besehen, Fragen vorlegen, daß man Lust bekommen möchte, ihnen die Augen auszukrahen, Recepte schreiben und Flaschen voll Medizin, Blutegel und Senfpflaster verordnen.

So krank ich auch war, so war mirs doch unmöglich, das Lachen zu unterlassen, denn ihre Beschreibung paßte aufs Haar auf die Besuche meines Arztes, nur mit dem kleinen Unterschied, daß dieser dann und wann mit dem Kopfe schüttelte und dazu sprach:

„Das Fräulein muß etwas Beunruhigendes in ihren Gedanken haben; dergleichen muß man verbannen, wenn man gesund werden will!“ —

Aber davon Paulinen Etwas zu sagen, hütete ich mich wohl, wie sehr es auch die Reputation des Doctors gehoben haben würde.

„Was habt Ihr denn diese ganze lange Woche hindurch getrieben?“ — fragte ich Pauls

linen; denn eine Erzählung von ihr zu hören war eben so viel, wie Hjortsberg, Sevelin oder die dicke Deland zu sehen, wenn sie eben am ergößlichsten waren.

„Ach, gar nichts von Bedeutung!“ — antwortete Pauline — „Das Souper bei W\*\*s war unerträglich. Da muß man dafitzen, sich langweilen, seine Jugend verschwenden und seine kostbare Zeit mit Personagen verderben, die so langweilig sind, daß man sie zur Strafe verurtheilen sollte, vier und zwanzig Stunden hindurch über einander zu lachen und zu weinen. Kannst Du Dir solchen horreur denken? — Der Kammerherr von S\*\* und der Baron P\*\* waren noch die besten darunter! Denke Dir nun die Uebrigen! Und nun denke Dir mich darunter, gähmend und wie im Traume vingt- und spielend! — Was wir am Dienstage machten, weiß ich nicht mehr. Doch halt, es ist wahr! Ich saß den ganzen Tag über zu Hause und genoß meinen Mann! (Diese einfachen Worte sprach sie jedoch mit solchem Tone, daß ich laut darüber lachen mußte.) An der Mittwoch war ich Vormittags in der Stadt und kaufte ein,

dabei traf ich Deinen Cousin hoch oben in der Westlangstraße und — — — Aber um Gottes willen, was machst Du? — Du wirst ja blaß wie eine Leiche. Nimm Dir nicht etwa vor, zu sterben, so lange ich hier sitze. Sag es dann wenigstens erst, denn ich kann die Leichen durchaus nicht leiden!“ —

„Ach nein, fahre nur fort!“ — sprach ich. — „Mir ist wirklich ganz wohl!“ —

„Ja“ — fuhr sie fort — „er sagte mir, daß Du krank wärst, darauf antwortete ich jedoch, daß man solche Nachrichten nicht mit lachendem Tone erzählen, sondern eine Kummermiene dazu annehmen müsse, — und er erwiderte mir, daß man sich nicht über Alles Unangenehme, was in der Welt geschieht, grämen müsse, weil man sonst nie Zeit zum Lachen übrig behalten würde. Ich glaube, daß er recht hat. Ueberhaupt fängt die Philosophie jetzt an mein Steckenpferd zu werden, seitdem mir Herr Schlegel mehrere Reden darüber gehalten hat; eine kürzere in recht nettem Französisch und eine längere, unbeschreiblich schöne in wasserklarem Deutsch mit den gehörigen Kunstausdrücken.

Am Mittwoch Abend — laß einmal sehen — ja, da hörten wir Ries auf dem Ritterhause und ich fühlte mich wirklich ganz in meine Kinderzeit versetzt, als er alle die Wiegenlieder varrierte, die ich damals gehört habe. Du weißt, daß ich nicht eigentlich musikalisch bin; ich fühle daher das Schöne in der Musik zu: „Wallmal \*) weben“ u. s. w. nicht. Aber die Uebrigen! — O, die waren so entzückt, daß sie ohnmächtig wurden, ausgenommen diejenigen, die schon vorher vor Hitze bewusstlos geworden waren, denn es war entsetzlich heiß. Am Donnerstag sahen wir „la belle George,“ wie gewöhnlich. Sie stürmte umher, wie neulich, und zeigte uns, was für schöne Arme Andromache hatte. Weißt Du wohl, daß Emilie während des ganzen Stückes glaubte, Andromache wäre ein Mann? — Aber das geht noch an; heute sprach sie von Phädra, wie von einer Hirtin. Sie ist erschrecklich unbeholfen! — Frau von Stael spielte eine Nebenrolle in der

---

\*) Anfangsworte eines schwedischen Volksliedes. Wallmal ist ein grobes ungeschornes Tuch, wie es die schwedischen Landleute selbst zu weben pflegen.

Andromache. Sie saß wie gewöhnlich in der Directionsloge; aber in den Zwischenacten declamirte sie mit Händen, Füßen und Lungen, daß das ganze Parterre Theil daran nahm und mit offenen Mäulern zu ihr hinaufstarrte, wie Staare. — Hast Du neuerlich etwas von Rocca gehört? — Ich weiß sehr viel von ihm.“ —

„Ich weiß von ihm weiter nichts, als daß er der Staelschen Familie über Land und Meer folgt. Er hält ungemein viel auf sie und das beweist, daß sie sich sehr gut und artig gegen ihn benehmen müssen.“ —

„O, bewahre, das ist noch lange kein sprechender Beweis. Aber hast Du schon etwas von Frau Staels Wassersucht gehört?“ —

„Nein, noch nie!“ —

„Sie soll vor einigen Jahren die Wassersucht gehabt haben. Als sie aber nach Coppet reiste, hat sie dieselbe verloren und darauf ein kleines Quadrain geschrieben, das gar nicht übel ist:

Que de talent, que de genie!

Tout l'a conduit à l'immortalité,

Et jusqu' à son hydropisie,

Rien est perdu pour la posterité.

Aber ich sehe, daß es nicht der Mühe lohnt, Perlen vor die kleinen Ferkel zu werfen, denn Du lachst nicht." —

„Nein. Ich kann nicht lachen über Etwas, daß ich nicht verstehe, oder worin ich wenigstens keinen Witz finden kann." —

„Nun, dann liegt der Fehler wenigstens nicht in dem Quadrain, sondern einzig und allein in Deiner schweren Fassungskraft; — doch nun laß diesen Punkt, sprich weiter nicht davon, wiederhole wenigstens das Quadrain nicht und am allerwenigsten vor Edward H\*\*, denn der würde Himmel und Erde in Bewegung setzen, et — changeons de sujet!

Gestern Abend war es sehr hübsch. Wir waren daheim bei der Mama und ich habe Ditzo selten bei so brillantem Humor gesehen. Er schoß unzählige Witzpfeile auf unsern philosophischen und phosphorischen Baron und unbenutzt auch auf Albertire Barbarossa. Du weißt doch, daß die alte Stael selbst erzählt hat, daß sie durch ihren Mann — dummen und seligen Andenkens — mit Edward H\*\* verwandt ist? — deshalb umarmte sie ihn und nannte ihn

à tout moment: „mon cher cousin, mon aimable parent“ etc. Das sollte ein Lockvogel für unsere Philosophen sein!

Aber nun darf ich meiner Wege gehen? — Was hast Du denn da für Bücher? — Ach, den poetischen Calendar! Das Albernste darin ist von meiner holden Schwägerin Nanny. Sie ist nun völlig übergeschnappt, so daß mein Mann früh und spät mit mir von Danwiken spricht, in der Meinung, daß ich etwas von der dasigen guten Einrichtung wissen müsse, während ich nicht — wie der Admiral X\*\* auf dem Reichstage sagte — „auf dem Wege des Meeres,“ sondern hier in Stockholm geboren und erzogen bin. Aber, mein Gott, was man nie haben oder sehen will, darnach fragt man auch nicht. Ich habe daher meinem guten Mann gerathen, selbst auf kurze Zeit zur Probe nach Danwiken zu gehen, bevor er seine einzige holde Schwester Nanny wirklich dahin bringt. Aber da ward er doch ungehalten. Merke Dir daher: daß Du nie Deinem Mann (wenn Du einen hast,) den Rath giebst, zu verreisen, denn „es ist übel gethan!“ sang

sie aus den Gräfinnen von Caselli, nahm ihren Pelz und ging, indem sie noch aus der Thüre zurückrief: „Lebe wohl, Ottilie, steig aus dem Bette, sei gesund und zieh Dich an; komm heute Abend herunter in den Saal, mache „les honneurs,“ sei reizend, wie immer, und laß Dich courtisiren von den Heiden und Christen, Türken und Franzosen, die Dein Duzel zusammenschleppt hat, sonst muß Tante Aline selbst dieß Alles übernehmen, und dann bekommt sie ihre drei Cardinalkrämpfe alle mit einem Male. Adieu!

Bei diesen Worten schloß sie die Thür.

Ich hatte zwar mehrere Male über ihre sonderbaren Mittheilungen gelacht; aber durch all' den Scherz und all' das Lachen hindurch hallte immer eine Saite in meinem Herzen nach.

Otto hatte lachend von meiner Krankheit gesprochen! Otto war heiter und munterer als je! — Das war ein Dolchstoß in mein Herz:

„L'on veut faire tout le bonheur, ou, si cela ne se peut ainsi, tout le malheur de ce qu'on aime.“

sagt irgend Jemand, ich erinnere mich nicht gleich, wer. Die Wahrheit dieses Ausspruchs fand ich jetzt, denn wie sehr ich auch Otto liebte, so wollte ich ihn doch lieber leidend und bekümmert, als fröhlich und heiter sehen. Ach, ich wußte damals noch nicht, welcher unendlichen Verstellung die Menschen in der großen Welt fähig sind, wie wenig das Lachen Ausdruck wirklicher Freude ist, und welche ungleichen Farben eine Sache erhält, je nachdem das Glas gefärbt ist, durch welches man sie betrachtet. Ich grämte mich und weinte und ward immer kränker. Dazwischen gedachte ich auch manchmal des guten, lebenswürdigen Edward H\*\*, gegen den ich mich so oft abstoßend benommen hatte, den ich mir aber treu und wahrhaft zugethan glaubte. — „Wie schnell man doch vergessen wird!“ — seufzte ich. — „Wenn ich jetzt stürbe, so würde sich nach acht Tagen Niemand mehr an mich erinnern; vielleicht kaum Otto,“ — dachte ich, zerfloß in Thränen und fiel in ein heftigeres Fieber.

So verging noch ein Tag, noch eine Nacht. Von dem großen Souper hörte ich nichts. Der

Arzt hatte gesagt, daß ich zu krank sei, um  
 Besuch annehmen zu können und Niemand ließ  
 sich dieß zweimal sagen. Otto war Abends die  
 Treppe heraufgekommen, an meiner Thür ste-  
 hen geblieben, nach einer Weile aber — weil  
 er Minna im Zimmer gehört — fortgegangen,  
 ohne ein Wort zu sagen. Am folgenden Mor-  
 gen ganz zeitig, als Minna hereinkam, um ein-  
 zubeißen, hatte sie ein versiegeltes Paquet in  
 der Hand und sagte, der Bediente des jungen  
 Grafen hätte sie gebeten, mir dasselbe zu über-  
 geben, sobald ich erwachen würde. Es sah aus  
 wie Noten. Ich lag lange da und befühlte das  
 Paquet, ohne das Siegel zu brechen, ahnend,  
 verzweifelnd, hoffend, fürchtend und voll süßer  
 Ungewißheit und lebhafter Erwartung. Wäh-  
 rend meiner Krankheit hatte ich viel darüber  
 nachgedacht, wie Otto sein großes Vergehen  
 gegen die arme Marie am besten wieder gut  
 machen könnte, ohne dieselbe zu heirathen, was  
 er zwar nach göttlichen Gesetzen eigentlich hätte  
 thun müssen, was er aber — und dieß zu wis-  
 sen, war ich schon Weltkind genug — weder  
 thun konnte noch durfte. Ein Funken von Hoff-

nung, daß noch Alles gut und ruhig abgehen könnte, war wieder in meiner Seele erwacht. Die Lebenslust begann sich allmählig wieder in meinem Herzen zu regen. Ich hatte die ganze Nacht hindurch herrlich geschlafen und dadurch große Lust bekommen, gesund zu werden. Mild und ruhig lag ich da, das Paquet in den Händen haltend und nur auf Minnas Entfernung wartend, um es zu öffnen. Das Feuer brannte trefflich im Camin, Minna erhielt einen kleinen Auftrag und, so bald sie die Thür hinter sich zugemacht hatte, sprang das Siegel auf. Aber nun, liebe Großmutter! Nun sank auch die größte, die süßeste Täuschung meines Lebens in ewige Nacht. Vernimm Otto's Brief:

„„Ottilie! — Nun verstehe ich Alles! —  
 „„Ich habe nicht selbst thun können, was  
 „„ich tausendmal vergebens auf den Knieen  
 „„von Dir erbeten habe, ich habe Dir nicht  
 „„selbst mit Verzweiflung und Reue bekennen  
 „„dürfen, daß mein hartes, unversöhnliches  
 „„Schicksal, meine Eide, mein tausendmal  
 „„wiederholtes Versprechen, meine Ehre, mein  
 „„ritterliches Wort — — mich für ewig von

„„Dir trennen! Von Dir, die ich allein in  
 „„der Welt liebe! — Ich habe Dir nicht dieß  
 „„selbst erklären können, Dir nicht sagen  
 „„dürfen, wie sehr ich leide, wie ich gequält  
 „„werde, wie ich mich anklage, wie entsetzlich  
 „„ich für meinen Leichtsinu und für mein  
 „„teuflisch's Benehmen gegen Dich bestraft  
 „„worden bin, — mit einem Worte, Dich  
 „„nicht auf den Grund meines verzweifelnden  
 „„Herzens blicken lassen können!“ — Nein,  
 „„Anderer — ich weiß nicht, wer, denn  
 „„mein unglückseliges Geheimniß ist in meh-  
 „„reren Händen — haben Dich vorzeitig von  
 „„meines Lebens bitterster Qual — von mei-  
 „„ner Verlobung mit Malwina von K\*\* —  
 „„unterrichtet! — Kannst Du begreifen, wie  
 „„ich im Stande bin, diese Worte niederzu-  
 „„schreiben? — Und doch ist es so! — Un-  
 „„widerruflich bin ich von Dir gerissen, von  
 „„Dir, Du Hälfte meiner Seele — von Dir  
 „„Engel, der Armuth und Verachtung mit  
 „„mir theilen wollte — von Dir, die ich in  
 „„ein Paradies gelockt habe, um sie dann in  
 „„eine Hölle von Qual zu stoßen! — Die

„„reine, innige Liebe, die Dich vielleicht verzehren wird, ist das einzige Glück, das ich noch auf Erden habe, zugleich aber auch mein bitterster Schmerz. Hast Du nicht gesehen, wie ich leide? — Hast Du nicht gesehen, wie es in mir tobt? — Doch, wie hättest Du dieß sehen können! — Während der wenigen Augenblicke, wo ich ungestört Dich sehen, Dich an mein Herz drücken, an meinen gequälten Busen legen konnte, vergaß ich Alles und fühlte mich selig wie ein Gott. Aber Du kannst Dir nicht denken, mit welchen Qualen ich diese kurze Seligkeit büßen mußte. Nagende Reue und die Gewißheit, ein ganzes Leben ohne Dich verleben zu müssen, — Dich in Deinem ersten, in Deinem süßesten Traum vom Leben zu täuschen oder — o Mächte der Hölle, welche Zukunft zeigt ihr mir — zu sehen, daß Du mich vergäßest, mich haßtest, mich verachtetest und glücklich wärst im Arme — eines Andern! O, Ottilie, der letzte Gedanke allein wäre schon im Stande, meine Hand zu der kleinen Bewe-

„„„gung zu bringen, die dazu gehört, mit einer  
 „„„Kugel alle diese Qualen ohne Gleichen zu  
 „„„endigen. Dieser Gedanke treibt mich an,  
 „„„Dich — während es noch Zeit ist — zu  
 „„„fragen — ob Du Muth hast, mir zu  
 „„„folgen, wohin es auch sei; — dieser Ge-  
 „„„danke reißt mich hin, Vaterland, Eltern,  
 „„„Ehre, Treue und Gelübde zu verlassen und  
 „„„mit Dir — in Amerika, unter Armuth und  
 „„„Entbehrung, das Glück zu suchen, welches  
 „„„man nach einem solchen Schritt noch finden  
 „„„kann. Ich will Dich nicht verlocken —  
 „„„aber sprich, hältst Du Dich für fähig, alles  
 „„„dieß zu thun — und Dein Otto folgt  
 „„„Dir mit Entzücken! Er zerreißt alle seine  
 „„„Fesseln, alle auf einmal, denn seine größte  
 „„„Qual ist die, daß er kein einzelnes von  
 „„„ihnen, sondern alle zerreißen oder seine  
 „„„Ketten tragen und aller Hoffnung auf Dich  
 „„„entsagen muß! — Gedanke der Hölle! —  
 „„„O, es ist schrecklich, nicht zu wissen, was  
 „„„man will und was man soll! — Wohin  
 „„„ich mich auch wende, ich stehe als Meines-  
 „„„diger da. Daß Seligkeit auf Erden mein

„„Loos nicht werden kann — das steht klar  
 „„vor mir — und doch flüstert mir eine ins-  
 „„nere leise Stimme zu, daß ich mit Dir auch  
 „„in einer Wüstenei glücklich werden würde.  
 „„Aber dann überfällt mich ein Dämon und  
 „„lacht höhnisch und fragt, ob ich vergesse,  
 „„daß ich dann Dein ganzes Leben, Deine  
 „„ganze Existenz, Deinen ganzen Ruf zer-  
 „„störe? — denn Alles dieß wäre verloren,  
 „„ungeachtet der Himmel Deine Unschuld  
 „„kennt. Und dann erhebt ein anderer Dä-  
 „„mon und grinzet mich an und zeigt mir all'  
 „„den Hohn, die Verachtung, den Spott,  
 „„die dann auf uns fallen würden — auf  
 „„Dich und mich! — Der tödtliche Kummer  
 „„meiner alten Eltern, der Abscheu meiner  
 „„Jugendfreunde, der Spott und Tadel der  
 „„Welt und die Millionen Thränen der armen,  
 „„beflagenswerthen Malwina. Entsetzliche  
 „„Gedanken. Aber, Ottilie, verdamme mich  
 „„nicht! Beurtheile mich nicht ungehört!  
 „„Mein Schicksal soll in Deinen unschuldigen  
 „„Händen liegen. Ich will Dir offen und  
 „„wahr beichten und dann sollst Du über

„„„uns urtheilen, denn Du bist ein Engel und  
 „„„ich mag kein Teufel werden an Dir. Ich  
 „„„will Dir keinen einzigen von meinen Fehl-  
 „„„lern verbergen, denn nur dieß kann meine  
 „„„Thorheiten und Vergehungen verzeihlich  
 „„„machen. Wäre ich mit Kälte und ruhigem  
 „„„Muthe meinen Lebensweg gegangen, gerade  
 „„„dann würde ich der Teufel sein, der ich  
 „„„nicht sein mag. Aber ich bin zu leichtsinnig,  
 „„„heftig, leidenschaftlich für Alles, für Gutes  
 „„„wie für Schlechtes, sinnlich, veränderlich  
 „„„in meinem Geschmack, zu schwach, um allein  
 „„„zu stehen, ehrgeizig, gereizt durch Unmög-  
 „„„lichkeiten und Widerstand, aber erschöpft  
 „„„und gleichgültig im Glück, unempfindlich  
 „„„gegen Alles, was man über mich spricht,  
 „„„nicht im mindesten bange vor Haß und  
 „„„Verdammung, aber Lachen und Spott mehr  
 „„„als die Sünde fürchtend! — So ist er! —  
 „„„So ist der Otto, den Du liebst! — O  
 „„„wie süß ist mirs, mich Dir zu schildern,  
 „„„wie ich wirklich bin, nachdem ich lange  
 „„„genug vor Dir geheuchelt habe. Aber im-  
 „„„mer noch weiß ich nicht, wie ich beginnen

„soll, um auf das eigentliche Bekenntniß zu  
 „kommen, das ich Dir zu machen habe. Ich  
 „wollte kurz damit sein, aber ich habe Dir  
 „so viel zu sagen, damit Du siehst, wie un-  
 „glücklich und wie entschuldbar ich bin. So  
 „glaube ich wenigstens, denn nie ist es meine  
 „Absicht gewesen, Jemanden ins Unglück zu  
 „ziehen; aber mein unglückseliger Leichtsin-  
 „n hat mich dazu verleitet und ich bin ihm  
 „blind gefolgt, ohne daran zu denken, wel-  
 „chen Weg er nehmen würde.

„Erinnerst Du Dich meines Freundes Al-  
 „fred? — Du sahst ihn im verflorbenen Som-  
 „mer einige Augenblicke draußen in Schön-  
 „wik. Er ist mein Jugendfreund. Wir waren  
 „Kameraden in der Pension, im Cadetten-  
 „hause und sind es jetzt beim Regiment.  
 „Vor zwei Jahren begleitete ich ihn zu ei-  
 „nem Besuch in seinem elterlichen Hause.  
 „Seine Eltern sind ungeheuer reich. Ich  
 „hatte Alfreds einzige Schwester seit meiner  
 „und ihrer Kindheit nicht gesehen. Sie war  
 „jetzt vollkommen erwachsen, blond, gutmü-  
 „thig, heiter, nicht gerade schön, aber Pau-

„„„linien — die ich hier zuletzt verließ — so  
 „„„unähnlich, daß ich mich bloß deshalb und  
 „„„des Reizes der Neuheit wegen in sie ver-  
 „„„liebte. Alfred war darüber außer sich vor  
 „„„Freuden. Ich bat um Malwina's Hand.  
 „„„Sie wurde mir nicht verweigert — und  
 „„„wir waren Verlobte; doch unter der aus-  
 „„„drücklichen Bedingung von Seiten des Vas-  
 „„„ters und der Mutter, daß unter zwei Jahren  
 „„„Niemand etwas davon erfahren sollte, ob-  
 „„„gleich Malwina eben so alt war, wie ich,  
 „„„daher dieser alberne Vorbehalt oder diese  
 „„„Prüfung ganz und gar nicht nothwendig  
 „„„war. Im Anfange war ich darüber wohl  
 „„„ein wenig verdrüsslich, als ich aber wieder  
 „„„nach Stockholm zurückkehrte, schien mir —  
 „„„ich weiß selbst nicht warum — dieser zwei-  
 „„„jährige Aufschub recht vernünftig. Ich lebte  
 „„„und benahm mich nicht im Geringsten wie  
 „„„ein Bräutigam, das weiß Gott; aber zu  
 „„„meiner Entschuldigung muß ich Dir sagen,  
 „„„daß im Innersten meines Herzens immer  
 „„„noch ein Plätzchen für Malwina blieb, das  
 „„„ihr Niemand zu nehmen vermochte. — „Sie

„„mögen Alle recht gut sein“ — dachte ich  
 „„— „aber zu meiner Gattin paßt keine, als  
 „„Malwina.“ — Aber weißt Du, woher dieß  
 „„kam? — Weil ich weder sie, noch irgend  
 „„eine von den Andern wirklich liebte, weil  
 „„meine Sonne noch nicht aufgegangen war.  
 „„Aber sie ging auf! Und weißt Du, wann?  
 „„— Schon in der Ahnung von Dir, noch  
 „„ehe Du ankamst. Sie stieg wie eine Morz  
 „„genröthe in meinem Herzen auf. Ich läß  
 „„telte über meine Sehnsucht, Dich zu sehen,  
 „„und dennoch sah ich Dich nicht, sah ich  
 „„Dich nicht eher, als da, wo Du weinend  
 „„und einsam am Fortepiano saßest. Ich  
 „„hatte vorher nicht Zeit gehabt, Dich recht  
 „„zu betrachten und ein Wort der Mama,  
 „„womit sie gewiß nichts Arges meinte und  
 „„das ich Dir, der gefeiertsten Schönheit der  
 „„Stadt, jetzt dieß sagen kann, schlug meine  
 „„Neigung, Dich zu sehen, für den Augen-  
 „„blick nieder. Als wir nämlich die Treppe  
 „„hinaufgingen, sagte sie zu mir: „Beküm-  
 „„mere Dich nicht um Ottilien! Sie wird  
 „„wenig bemerkt werden, denn sie ist so töl-

„„„pisch, wie ich noch nie Jemanden gesehen  
 „„„habe!“ — Das Uebrige weißt Du. — Aber  
 „„„Du weißt nicht, welcher Schmerz sich in  
 „„„mein Entzücken mischte, als ich Dich zum  
 „„„ersten Male sah. Es war das erste Mal,  
 „„„daß sich ein weibliches Wesen zwischen Mal-  
 „„„wina und mich stellte, und jetzt erst fand  
 „„„ich, daß sie so aussehen, so sein sollte,  
 „„„und daß man das Weib, welches man  
 „„„wahrhaft liebt, auch allein zur Gattin ha-  
 „„„ben will, aber nimmer eine Andre. Am  
 „„„ersten Abend sah ich jedoch dieß Alles für  
 „„„eine bloße vorübergehende Erscheinung, für  
 „„„eine Phantasie an, die über Nacht wieder  
 „„„vergehen würde, wie schon manche andere  
 „„„vor ihr vergangen war. Tags darauf nahm  
 „„„ich mir vor, kalt gegen Dich zu sein und  
 „„„meine beschlossene Reise keineswegs aufzu-  
 „„„schieben, obwohl ich große Lust zu letzterem  
 „„„hatte. Du weißt, wie mir mein Stoicis-  
 „„„mus gelang!  
 „„„Aber, Ottilie, zu meiner Bertheidigung  
 „„„— aber auch zu meiner ewigen Beschä-  
 „„„mung, wenn Du die rechte Ursache

„„wüßtest, (obwohl sie nicht hierher gehört)  
 „„— muß ich Dir bekennen, daß ich nicht  
 „„Deinetwillen, nicht mit dem Gedanken, Dei-  
 „„nen klaren Unschuldsfrieden zu stören, an  
 „„jenen Abend spät nach Schönwik geritten  
 „„kam. Als ich Dich aber im Fenster er-  
 „„blickte, da — erhielt ein böser Dämon  
 „„in der Gestalt eines Liebesgottes Gewalt  
 „„über mich und ich konnte meinem brens-  
 „„nenden Verlangen, Dich noch einmal zu  
 „„sehen, Dir zu sagen, wie sehr ich Dich  
 „„liebte und von Deinen Lippen dasselbe sü-  
 „„ße Bekenntniß zu hören — denn für mich  
 „„war Deine reine unschuldige Liebe kein  
 „„Geheimniß mehr — nicht länger wider-  
 „„stehen. O, Deine Liebe zu mir lag so  
 „„klar, so hell, so offen in jedem Deiner  
 „„Züge, daß ich immerwährend der Mama,  
 „„Melidas, Paulinens und selbst der alber-  
 „„nen Emilie Ahnungsvermögen fürchtete.  
 „„Wie es zuging, weiß ich nicht, aber —  
 „„wenn mich meine Erfahrung nicht täuscht  
 „„— so sind die drei Ersteren ungeachtet

„„„aller unsern spätern Vorsicht unserer Lie-  
 „„be auf der Spur.  
 „„„Ottilie! Ein Wort zu meiner Vertheidig-  
 „„„ung muß ich gleichwohl noch hinzufügen.  
 „„„Doch, wie kann es mir wohl zur Ehre  
 „„„oder zur Entschuldigung gereichen, wenn  
 „„„ich Dir jetzt bekenne, daß an jenem Abend,  
 „„„in jener seligen Stunde, wo ich Dich zum  
 „„„ersten Male an mein Herz drückte, wo  
 „„„ich von Deinen Lippen vernahm, daß Du  
 „„„mich liebtest, daß da alle andere Gedan-  
 „„„ken aus meiner Seele entschwanden, daß  
 „„„ich da eine unsägliche, eine unwiderstehli-  
 „„„che Versuchung fühlte, alle Bande zwis-  
 „„„schen mir und Malwinen zu zerreißen und  
 „„„ihr aufrichtig zu sagen, daß mein Herz  
 „„„ganz ungetheilt Dein wäre, — und, bei  
 „„dem großen Gott, der mich und Dich sieht,  
 „„„ich reiste mit diesem festen Entschlusse im  
 „„„Herzen ab! — Aber nun, Ottilie! Nun  
 „„„kommt mein eigentliches Sündenbekennt-  
 „„„niß! — Unterwegs sprach Alfred immer  
 „„„während von Malwinens Freude über  
 „„„unsere Ankunft und — obwohl mir mein

„„schweres Bekenntniß tausendmal auf der  
 „„Zunge schwebte, — so wollte es doch  
 „„nie darüber. Ich hatte nicht Muth ge-  
 „„nug, die kalte, stille, ruhige Verachtung  
 „„des strengen Alfred zu ertragen, die mir  
 „„dann sicher zu Theil geworden sein würde.  
 „„Stunde auf Stunde verschob ich deshalb  
 „„das Wort, das Bekenntniß, das ich zu  
 „„machen geschworen hatte.  
 „„(O, warum sprach ich es doch nicht aus!)  
 „„Inzwischen liefen unsere Pferde vorwärts  
 „„und ich faßte den verzweifelnden Entschluß,  
 „„erst Malwinen selbst meine Untreue zu be-  
 „„kennen. Ich war thöricht genug, auch  
 „„auf ihren Wankelmuth zu hoffen. Ich  
 „„hoffte, daß auch sie während dieser Zeit  
 „„eine andere Wahl bei sich getroffen haben  
 „„möchte, denn ihre Briefe waren so lau,  
 „„gemessen und ruhig, daß sie mir in Ver-  
 „„gleich mit denen, die Du mir geschrieben  
 „„haben würdest, wie Eis gegen glühende  
 „„Lava vorkamen. Ich bedachte nicht, daß  
 „„ein Weib auf gleichgültige Briefe auch lau  
 „„und gleichgültig antworten muß. Erro-

„„thend empfing mich Malvina und in ih-  
 „ren ruhigen Zügen glänzte die innigste  
 „Liebe. Sie war in diesem Augenblicke fast  
 „schön, ja, ihre Freude war so groß, daß  
 „sie ihre Gewohnheit, immerwährend zu  
 „lachen, die mir sonst so unangenehm an  
 „ihr war, überwand. Die Gewohnheit  
 „übt doch eine große Gewalt. Mit Schaam  
 „bekenne ich Dir, daß ich anfing, in mei-  
 „nem Entschlusse zu wanken, daß ich anfing  
 „zu bedenken und zu überlegen — — —  
 „aber Dir zu entsagen! — Das war mir  
 „unmöglich — bis mir einmal die Mama  
 „einen Brief schickte, der wahrscheinlich ohne  
 „Absicht geschrieben war, dennoch aber mein  
 „unglückliches Schicksal für immer entschied.  
 „Sie kannte mein Verhältniß zu Malwina  
 „ganz genau und war völlig einverstanden  
 „und zufrieden damit. Sie schrieb in die-  
 „sem Briefe viel davon und sprach lange  
 „über ihre und des Papa's innige Freude  
 „und Zufriedenheit über meine Parthie und  
 „über mein großes Glück, ein Mädchen ge-  
 „funden zu haben, das außer so vielen

„„kleinen Nebenvorzügen, auch gut, liebens-  
 „„würdig, reich und vor Allem wohl erzö-  
 „„gen und von solchen Grundsätzen sei,  
 „„daß ich nicht künftig zu befürchten hätte,  
 „„mir andere Männer von meiner eignen  
 „„Gattin vorgezogen sehen zu müssen, —  
 „„eine Erfahrung, die für einen Mann je-  
 „„denfalls die bitterste ist. Dann ging sie  
 „„auf andere Gegenstände über und zuletzt  
 „„schrieb sie folgendes über Dich: — „Un-  
 „„sere kleine Ottilie würdest Du jetzt nicht  
 „„wieder erkennen. Du weißt, wie tölpisch  
 „„und unbeholfen sie war, wie sie weder zu  
 „„gehen, noch zu stehen, weder zu essen, noch  
 „„zu trinken, noch zu sitzen wußte. Aber  
 „„jetzt weiß sie vollkommen, was sie will,  
 „„und was sie will, ist gerade das, was alle  
 „„unsere jungen, koketten Mädchen wollen,  
 „„d. h. zur Zeit und Unzeit sich die Cour  
 „„machen zu lassen. Großmütter taugen nicht  
 „„dazu, junge Mädchen zu erziehen, das sehe  
 „„ich deutlich an unserer armen Ottilie, denn  
 „„alle die guten Anlagen, die sie besitzt, sind  
 „„völlig verwahrlost. Edward von S\*\* macht

„„ihr die Cour; aber gewiß nicht ernstlich,  
 „„denn sie ist arm wie eine Kirchenmaus und  
 „„er jedenfalls klug genug, sich nach einem  
 „„reichen und wohl erzognen Mädchen um-  
 „„zusehen. Daß sie von uns weg heirathen  
 „„wird, fürchte ich nicht, und es dürfte wohl  
 „„auch ziemlich schwer halten, denn ein ar-  
 „„mes Mädchen mit einem hochklingenden  
 „„Namen und keinem andern Reichthum, als  
 „„ihrer Jugend, und so kokett und eitel da-  
 „„bei, wird in unsern Zeiten, wo die Anfor-  
 „„derungen mit jedem Tage zunehmen, nicht  
 „„so leicht heirathen!“ — Meine theuerste  
 „„Ottilie! es ist vielleicht übel von mir ge-  
 „„than, daß ich Dir diese Worte der Mama  
 „„mittheile; da ich es aber einmal gethan  
 „„habe, so muß ich Dir auch zu ihrer Ent-  
 „„schuldigung sagen, daß sie diese Aeußerung  
 „„gethan hat, bevor sie Dich kannte, daß sie  
 „„hingegen später und namentlich in neuerer  
 „„Zeit mich viele Male — wiewohl nicht so  
 „„eifrig, als ich wünschte und fühlte — zu  
 „„überzeugen suchte, Du seist ein Engel. Aber  
 „„ach, Ottilie, welchen fürchterlichen Eindruck

„„machte damals diese Aeußerung über Dich  
 „„auf mich! — „Ottilie,“ — dachte ich —  
 „„ist nicht die reinherzige, unschuldige Ottilie,  
 „„sondern eines von unsern gewöhnlichen,  
 „„leichtsinrigen, gefallsüchtigen Mädchen.“ —  
 „„Ich legte Dir jetzt sogar Deine so plötzlich  
 „„entstandene Liebe zu mir zur Last. Ja, Ot-  
 „„tilie, so ungerecht, so undankbar war ich.  
 „„Ich erinnerte mich mit schmerzlicher Seh-  
 „„sucht aller Deiner himmlischen Reize; aber  
 „„ich dachte doch — vergieb mir diesen Ge-  
 „„danken, Du reiner Engel — daß Malwina  
 „„zu gut wäre, um Dir aufgeopfert zu wer-  
 „„den! Gott im Himmel, wie hart bin ich  
 „„dafür gestraft worden, damals, damals  
 „„hätte ich noch anders handeln können, ohne  
 „„all zu großes Aufsehen zu erregen und  
 „„ohne eine Menge anderer Verhältnisse zu  
 „„zerreißen, die sich jetzt um mich her gebildet  
 „„haben. O, Ottilie, wenn ich doch mit  
 „„meinem Leben diese Zeit zurückkaufen könnte,  
 „„wo es noch in meiner Macht stand, Dir —  
 „„ohne all zu großem Widerstande zu begeg-  
 „„nen — meine Hand zu bieten und Dich

„„als meine glückliche, holde Gattin einer  
 „„ganzen mißgünstigen Welt zu entführen!  
 „„Aber das Schicksal wollte es nicht, und  
 „„das Schicksal leitet uns doch, wir mögen  
 „„widerstreben, so sehr wir wollen. Ich knüpfte  
 „„te also das Band zwischen mir und Mal-  
 „„winen noch fester. Mehrere unselige Schritte  
 „„und Vorbereitungen zu unserer Verbindung  
 „„wurden nun gemacht, namentlich die Ver-  
 „„wandten davon unterrichtet; Briefe und  
 „„Gegenbriefe wurden zwischen meinen und  
 „„Malwina's Eltern gewechselt; aber Mal-  
 „„wina's Vater, eigenfönnig in allen seinen  
 „„Entschlüssen, blieb fest dabei, daß unsere  
 „„Verbindung erst im Frühling declarirt wer-  
 „„den und dann — sogleich darauf — —  
 „„nein, Ottilie, ich vermag es nicht auszus-  
 „„sprechen. — — —

„„Du glaubst vielleicht, daß ich während  
 „„dieser Zeit nicht an Dich gedacht habe.  
 „„O, tausend Mal! Dein Bild schwebte Tag  
 „„und Nacht vor mir und trat zwischen mich  
 „„und Malwinen. Aber ich verbannte es  
 „„gewaltsam. Ich belachte meine Thorheit,  
 II. 5

„„wie ich spöttisch meine zweitägige Liebe  
 „„nannte; ich glaubte, daß ich sie weglachen  
 „„könnte! — In dieser Stimmung kam ich  
 „„zurück. Ich wollte Dich nicht gern hier  
 „„im Hause wiedersehen. Deshalb faßte ich  
 „„mir Neigung und Muth, stellte mich, als  
 „„ob ich die Mama überraschen wollte, und  
 „„kam auf den Amaranthenball. Dort sah  
 „„ich Dich lange vorher, ehe Du mich be-  
 „„merktest; ich sah Dich und ward wieder  
 „„ganz Dein, Dein mit Leben und Seele!  
 „„Aber ich währte, daß Du mich bereits  
 „„vergessen hättest! Ich glaubte, daß Du  
 „„Edward von S\*\* liebtest. Ich wollte Dich  
 „„einer Prüfung unterwerfen. Oder vielmehr,  
 „„ich wußte selbst nicht, was ich anfangs  
 „„wollte; aber gewiß ist, daß ich nicht im  
 „„entferntesten daran gedacht hatte, den Engel  
 „„in Dir zu finden, der Du indessen gewor-  
 „„den warst, oder meine Liebe zu Dir zu  
 „„dieser rasenden Macht gelangen zu lassen,  
 „„die mir nun das Herz zu brechen droht,  
 „„denn ich liebe Dich ohne Grenzen und muß  
 „„doch von Dir lassen, wenn ich nicht ein

„„Schurke sein und als solcher angesehen  
 „„werden will. Ach, und was bin ich gegen  
 „„Dich? — Ein Niederträchtiger, ein Tiger,  
 „„denn gleich einem solchen habe ich mit  
 „„Deinem armen Herzen, mit Deinem Seelen-  
 „„frieden gespielt, Du unschuldige, reine Taus-  
 „„che! — Ottilie, fliehe mit mir! Dieser  
 „„Ausweg allein steht uns noch offen! Viel-  
 „„leicht können wir später zurückkehren, und  
 „„dann wird Alles gut werden. Wenn ich  
 „„nur meinen Abschied ohne all zu großes  
 „„Aufsehen erhalten könnte, damit ich mein  
 „„Vaterland nicht wie ein gemeiner Ausreißer  
 „„verlassen müßte! — Wenn ich nur den  
 „„zwanzigsten Theil von dem besäße, was  
 „„künftig einmal mein Eigenthum werden  
 „„wird! Dann, meine Ottilie, brauchte es  
 „„keiner langen Ueberlegung. — Aber so? —  
 „„Was soll ich Dir für diese Aufopferung  
 „„bieten? — Armuth, Elend und die Ver-  
 „„achtung der Menschen. — Und Du wür-  
 „„dest mich dann verdammen! — Du ver-  
 „„dammst mich vielleicht schon jetzt! — Glaub-  
 „„be mir, Ottilie, das Leben hat in diesem

„„Augenblicke wenig Werth für mich. —  
 „„Sprich nun Dein Urtheil über uns Beide,  
 „„Ottilie! — Dein Ausspruch soll mir Ge-  
 „„setz sein! — Ich wage kaum Dir einen  
 „„Wink über das zu geben, was Du über  
 „„uns bestimmen sollst. Ein Wort von Dir,  
 „„ein einziges Wort, — und ich bin bereit.  
 „„Denke darüber nach! — Und nun gute  
 „„Nacht. Nun schleiche ich an Deine Thür,  
 „„wo ich während dieser langen, qualvollen  
 „„Nächte so manche Stunde gestanden habe.  
 „„Antworte mir aus Gnade und Barmherz-  
 „„zigkeit! Laß mich, o, laß mich zu Dir  
 „„kommen! Jetzt wirst Du mich doch nicht  
 „„mehr fürchten! Ich muß mit Dir spre-  
 „„chen. Unser Schicksal hängt an einem Haar.  
 „„Lebe wohl, Du Einzige! — Wer hat wohl  
 „„mit Dir über mich gesprochen? — Die  
 „„Mama? — Pauline? — Melida? — Es  
 „„ahnt mir, daß die beiden Letztern mehr  
 „„wissen, als sie sich den Anschein geben.  
 „„Die Mama hat vielleicht gegen die Gene-  
 „„ralin von meiner Verbindung gesprochen  
 „„und so ist die Sache auf gewöhnlichem

„„„Bege weiter verbreitet worden! — O Gott,  
 „„„Ottilie! — Wenn wir frei von ihnen Allen  
 „„„wären! Nur Du und ich in der Welt —  
 „„„wir wären uns genug! Nicht, meine Ot-  
 „„„tilie?“““ —

So lautete Otto's Brief! Aber glaube nicht, daß ich ihn hintereinander zu lesen vermochte! Nein, nein! — Von der Krankheit schwach und elend, von Kummer und Verzweiflung zerstört, fiel ich in eine lange, bewußtlose Betäubung; aus welcher ich zu einem Bewußtsein erwachte, das noch schlimmer war, als diese. Ich war nicht im Stande zu weinen. Ich hatte kein klares Gefühl über meine Leiden, ich hatte nur noch einen Wunsch im Leben; — an Deinem Busen zu liegen und Dir mein Leid zu klagen, Du gute, treue Großmutter. Aber dieß war unmöglich, und ich wagte nicht, Dir das Leiden, welches meine Krankheit ausmachte, auch nur mit einem Worte anzudeuten. Letztere — meine Krankheit — schien nun endlich müde, gegen das Weh meiner Seele und meines Herzen anzukämpfen, denn wider Erwarten fühlte ich die Kräfte meines Körpers wieder zunehmen,

nachdem mein Herz gebrochen war und meine Seele kein Ziel, keinen Zweck auf dieser großen, weiten Erde mehr hatte. Ich lag mehrere Stunden hindurch ganz ruhig da und stellte mich schlafend, als der Doctor kam, als Annette mit ihren gewöhnlichen Erkundigungen von der Tante kam, als der Onkel seine kurze ceremonielle Visite machte und endlich auch, als Melida still und leise hereintrat, an mein Bett kam, mich lange betrachtete und — weil sie mich schlafend glaubte — seufzend sprach: „Armes Kind, warum riß man Dich aus Deinem beneidenswerthen Frieden!“ — Ich wollte nur einsam sein. Ich bekümmerte mich um nichts. Ich glaubte mich von der Welt geschieden. Sie war mir gänzlich gleichgültig. Tante und Onkel hatten allen Reiz für mich verloren. Als ich endlich vor weiteren Besuchen sicher zu sein glaubte, ließ ich mir von Minna Papier und Bleistift geben und als ich beides erhalten hatte, sagte ich Minna, daß ich wieder schlafen wollte, und bat sie, mich ungestört zu lassen und Niemanden zu mir zu führen. Durch eine sonderbare Laune des Schicksals hatte ich Marien jetzt fast gänzlich vergessen.

Dies war ein Gegenstand, der nun durch wichtigere Gegenstände in den Hintergrund gedrängt worden war. Die größte Gefahr und die gefährlichste Ansteckung der Welt liegt ja darin, daß man sich allmählig mit den Lastern und tyrannischen Gesetzen derselben vergleicht und daran gewöhnt. Was uns heute unerhört und entsetzlich vorkommt, das finden wir morgen gewöhnlich, menschlich und verzeihlich. Darin liegt das Gift! — Ich hatte Marien beinahe vergessen!

Sobald ich allein war, schrieb ich an Otto. Der Inhalt dieses Briefes, den ich nicht mehr vor mir habe, war ungefähr folgender:

„„Lebe wohl, Du meiner Jugend Liebe!  
 „„Lebt wohl, all' ihr süßen Träume von irdischer Seligkeit! Lebe wohl, mein Otto,  
 „„wir sind geschieden, geschieden für immer! —

„„Du legst unser Schicksal in meine Hand.  
 „„Das ist eben so viel, als Dir zu entsagen,  
 „„denn Du wirst wohl nicht glauben, daß  
 „„ich niedrig genug sein könnte, Dich von  
 „„Deiner Pflicht abwendig zu machen, Dich

„„als Lügner, als Schurken, als Spott  
 „„und Hohn vor die Welt hinzustellen, Dich  
 „„in Armuth und Elend, zu Allem, was Du  
 „„fürchtest, zu Allem, was nachher ein ganzes  
 „„langes Leben hindurch schwer und mit je-  
 „„dem Tage schwerer auf Deinem Gemüth  
 „„lasten würde, zu trüben! — Nein, nicht  
 „„mer! — Darum, mein Otto, beruhige  
 „„Dich! — Gegen mich bist Du nicht mein-  
 „„eidig, denn Du hast mir ja nie etwas ge-  
 „„lobt. Du spieltest bloß mit mir und meis-  
 „„ner Liebe, wie man mit einem Kinde und  
 „„seiner lieben Puppe spielt. Ich kann Deine  
 „„feurigen Küsse nicht Eide, Deine Blicke  
 „„nicht Gelübde nennen. Und was hast  
 „„Du mir sonst weiter gegeben? — Nichts.  
 „„Jetzt erst erinnere ich mich daran, mit wel-  
 „„cher Aufmerksamkeit Du darüber wachtest,  
 „„daß unser Gespräch nie die Zukunft, nie jene  
 „„Zeit berührte, wo ich Dein, wirklich  
 „„Dein sein sollte. Alles war nur ein  
 „„Traum, den Du wachend, ich schlafend  
 „„träumte, und jetzt erst bin ich daraus er-  
 „„wacht! — So ist es, mein Otto! Du

„„magst Dich anklagen, so sehr Du willst,  
 „„ich werde es nicht thun! — Nein, nie;  
 „„ich schwöre Dir den heiligsten Eid, — daß  
 „„ich Dir verzeihen, Dir entsagen und von  
 „„Dir scheiden will — für mein ganzes Leben!  
 „„Siehe, nun ist es ausgesprochen und  
 „„Gott ist mein Zeuge! Und nun, da die  
 „„Welt zwischen uns liegt, da ein grausas  
 „„mes Schicksal, nicht ich oder Du, das Ur-  
 „„theil über uns gesprochen hat, nun mögen  
 „„wir ruhig und gefaßt, wie es uns geziemt,  
 „„über uns und unser Verhältniß reden. Du  
 „„mußt alle Deine Gelübde, alle Deine Ver-  
 „„bindlichkeiten, alle Deine Pflichten erfül-  
 „„len. Darin liegt Dein Glück! Aber die  
 „„ersteren brechen und den letzteren trotzen,  
 „„das wäre das Grab Deines Glückes —  
 „„denn — wenn Du auch noch so viel ver-  
 „„magst — gegen ein allzuhartes Schicksal,  
 „„gegen Armuth und gegen den Hohn der  
 „„Menschen zu kämpfen, sprich, ob Du das  
 „„im Stande wärest? — — „Nein, nein!“  
 „„— antwortet darauf jede Stimme vom  
 „„höchsten Grade Deiner Gefühle bis zur

„„geringsten Deiner Alltagsgewohnheiten.  
 „„Alle antworten „Nein!“ — nicht wahr?—  
 „„Ich hingegen, ich will zu meiner Groß-  
 „„mutter zurückkehren, und wenn ich mein  
 „„früheres Leben, meine früheren Gewohn-  
 „„heiten wieder angenommen habe, dann  
 „„kehrt vielleicht auch meine sonstige fröhli-  
 „„che Stimmung, mein heiteres einfaches Zus-  
 „„gendleben zurück.

„„Denke nicht mehr daran, daß ich Dir  
 „„manches Mal versichert habe, ich würde  
 „„Dir in Leben und Tod, in Armuth, in eis-  
 „„ne Wüste folgen! O, nur ein Weib ist bes-  
 „„rechtigt, dieß zu versprechen! Sie folgt ja  
 „„nur und es ist ja so schön, dem Geliebten  
 „„zu folgen. Nicht so der Mann! — Er  
 „„muß selbst vorangehen und, wenn er sich  
 „„nicht für fähig hält, den Weg zu finden,  
 „„alle Hindernisse, die ihm begegnen können,  
 „„zu entfernen, allen — auch himmelhohen  
 „„— Schwierigkeiten, die sich ihm in den  
 „„Weg thürmen, zu trotzen — dann thut  
 „„er übel, sehr übel daran, ein armes Weib  
 „„mit sich zu locken. Ich kann deshalb Viel

„„gesagt und gedacht haben, was Du we-  
 „„der denken noch sagen darfst. Du hast  
 „„außerdem Eltern, hast ein großes Erbe zu  
 „„erwarten, hast eine angenehme Stellung  
 „„im Leben, helle Aussichten für die Zukunft,  
 „„Pflichten gegen Dein Vaterland, welches  
 „„Dir vergelten wird, so gut es kann, mit  
 „„Ehre, Reichthum, Ansehen, Allem! —  
 „„Und ich! — Ich habe Nichts, gar Nichts!  
 „„— Nichts zu gewinnen, nichts zu verliez-  
 „„ren! — Unsere Verhältnisse sind also so  
 „„ungleich, daß sie nie in Einklang gebracht  
 „„werden können. Doch genug darüber, sie  
 „„werden wahrscheinlich nie wieder in Bes-  
 „„rührung mit einander kommen!

„„Nun müssen wir auch über unser Wies-  
 „„dersehen sprechen, während der Zeit, wo  
 „„wir noch zum Zusammenbleiben verurtheilt  
 „„sind, denn so gern ich auch wollte, so kann  
 „„ich doch nicht sogleich zu meiner Großmuts-  
 „„ter zurück. Wir liegen so vielen Umstän-  
 „„den unterworfen und — so leicht es mir  
 „„war, bis hierher zu kommen, — so schwer  
 „„wird mirs, diesen Gegenstand zu besprez

„„„hen. Wie sollen wir einander wieder se-  
 „„„hen? Sollen wir unsern Gefühlen nach-  
 „„„geben, sollen wir uns selbst und die Ach-  
 „„„tung, die wir einander schuldig sind, die  
 „„„Pflichten, die wir zu erfüllen haben, und  
 „„„die sich nie vereinigen lassen, vergessen?  
 „„„Sollen wir dieß Alles vergessen und wäh-  
 „„„rend dieser kurzen Zeit unserß Zusammen-  
 „„„seins in unserm letzten, innigen, selig bes-  
 „„„rauschenden Verhältniß bleiben, blind ge-  
 „„„gen die Reue, die sich drohend früh oder  
 „„„spät einfinden wird! — Nein, dazu sind  
 „„„wir zu gut, zu tugendhaft, zu stark! —  
 „„„Sollten wir nicht vielmehr kalt und ru-  
 „„„hig sein? — Ja gewiß! — Wenn wir  
 „„„nur könnten; aber wir sind doch auch nur  
 „„„Menschen! — Nun, dann wollen wir  
 „„„Freunde werden, innige, unzertrennliche  
 „„„Freunde, mit vollem, unbeschränktem, un-  
 „„„getheiltem Vertrauen zu einander, kurz:  
 „„„liebend wie immer, aber nicht in Liebe,  
 „„„sondern in Freundschaft, und im voraus  
 „„„sei die Minute verbannt, wo wir unser  
 „„„neues Bündniß auch nur mit dem leisesten

„„Händedruck, mit dem geringsten Schritt  
 „„zur Vergangenheit überschreiten. Vers  
 „„steht Du mich auch? — Ach ja, Du wirst  
 „„es wohl. Und Du wirst wohl dieses  
 „„Verhältniß wählen; ich weiß, ich fühle  
 „„es vorher! — Wir können nicht mehr  
 „„— wir dürfen nicht weniger thun. Bist  
 „„Du mit meinem Urtheil zufrieden?““

\* \* \*

Hierauf bat ich Minna, das Buch sammt  
 dem Briefe in Otto's Zimmer auf seinen  
 Schreibtisch zu legen. Ich beeilte mich, Min  
 na diesen Auftrag zu geben, weil ich fürchtete,  
 daß ich ihn bereuen und zurücknehmen möchte!

Otto kam kurz darauf nach Hause, um  
 sich zur Mittagtafel umzukleiden und, bevor er  
 sein Zimmer wieder verließ, schickte er mir nach  
 stehenden Brief:

„„O Weiber, Weiber! Sonnen am Him  
 „„mel unsers Lebens! Höhen und Tiefen als  
 „„les Guten! Trost in jedem Schmerz! Ots  
 „„tilie, woher vermochtest Du so viele Worz

„„te des Trostes zu nehmen? — Wie konn-  
 „„test Du Balsam in ein Herz gießen, das  
 „„Dir entsagen muß? — Wie konntest Du  
 „„Mittel finden, eine Entfagung als etwas  
 „„Erträgliches, als etwas Denkbares, als  
 „„Etwas darzustellen, wobei sich das Haar  
 „„nicht sträubt, das Herz nicht stockt und  
 „„Todesqual nicht mein ganzes Wesen durch-  
 „„schauert? — Dieß war bei mir der Fall,  
 „„bis ich Deine Briefe erhielt. Jetzt fühle  
 „„ich eine Art von Ruhe, eine Ruhe nach  
 „„dem Sturme; wie lange dieselbe aber dauern  
 „„wird, weiß ich nicht. Der Augenblick des  
 „„Zweifels wird nicht außenbleiben; aber  
 „„ich will versuchen ihn zu vertreiben. Nach-  
 „„dem ich lange Zeit hindurch unter einer  
 „„Menge von Plänen und Ideen umherge-  
 „„irrt und geschwankt bin, ohne zu wissen,  
 „„bei welchen ich verharren, welche ich ver-  
 „„werfen soll, hat mich eine gewisse Ruhe  
 „„überschlichen. Das süße Bild unserer  
 „„Freundschaft, unserer innigen, unverän-  
 „„derlichen, ewigen Freundschaft, hat jeden  
 „„dunkeln Winkel meines Herzens wieder

„„erhellet! Ja, meine Ottilie! für unsere  
 „„Freundschaft, für Dich, für uns  
 „„will ich leben und sterben. Ich will mich  
 „„zwingen, meine Pflichten genau und streng  
 „„zu erfüllen, und zur Belohnung dafür  
 „„will ich dann zu Dir fliehen! Du sollst  
 „„der Engel werden, der meine Schritte  
 „„leitet und mich belohnt, wenn ich recht  
 „„handle. Aber was sprichst Du von Tren-  
 „„nung meine Ottilie, von Rückkehr zu Dei-  
 „„ner Großmutter! — Nein, meine Ottilie!  
 „„Zusammen im Leben und im Tode müssen  
 „„wir sein! — O, wenn Du es über Dich  
 „„gewinnen könntest, Freundschaft für mei-  
 „„ne arme Malwina zu empfinden, wie sehr  
 „„Du ihr auch in jeder Hinsicht überlegen  
 „„bist! — O, wenn Du das könntest, wel-  
 „„ches Engelsleben wollten wir dann füh-  
 „„ren! — Der Gedanke: — ohne alle meine  
 „„Verhältnisse aufzulösen, die ich freiwillig  
 „„eingegangen bin, ohne die Gesetze zu ver-  
 „„lezen, welche mir Pflicht, Ehre und Treue  
 „„auferlegen, — meine künftigen Tage an  
 „„Deiner Seite verleben zu können, ist ein

„„Himmel, außer welchem ich nur einen —  
 „„noch höherern, herrlicheren und süßeren  
 „„kenne! — Ja, Ottilie, ich verspreche Dir  
 „„Alles! Ich will Dich sehen, Dich hören,  
 „„von Dir entzückt werden, aber eher unter-  
 „„gehen, als meine Gelübde brechen oder die  
 „„Grenzen überschreiten, die Du uns Armen  
 „„gesteckt hast. — Bist Du nun zufrieden? —  
 „„Versprichst Du mir nun, daß ich Dich noch  
 „„heute Abend sehen soll? — Ich bitte Dich  
 „„flehentlich darum! Ich habe Dir unendlich  
 „„viel zu sagen. Du bist von dieser Stunde  
 „„an mein Gewissen. Ottilie, versage mir  
 „„diesen Wunsch nicht!““ —

So lautete Otto's zweiter Brief. Groß-  
 mütter, Du bist ein Weib! Du wirst die Ge-  
 fühle fassen, die dieser Brief in mir erweckte.  
 Wie Vieles war darin, was tiefer schnitt,  
 schmerzhafter biß und mehr Gift in mein lei-  
 dendes Herz goß, als in dem ersten Briefe!  
 Ungeachtet aller Sophismen Otto's sagte ich  
 mir doch: „Er entsagt mir, und zwar mit  
 Freuden!“ — Und dieser Gedanke war tausend-  
 mal bitterer, als das Schicksal selbst, welches

uns trennte. Vor meinen Blicken stand es nun klar, wie weit wir getrennt waren, obgleich mir meine Liebe Mittel eingab, ihn zu trösten und meinen eignen grenzenlosen Schmerz zu überwältigen. Ich nahm meine ganze Vernunft zusammen, um mir sagen zu können: „Er thut recht!“ — obwohl es Stimmen in mir gab, die von andern Pflichten, von andern Ansichten und von andern Gesetzen für menschliche Handlungen sprachen. Ich verbot mir selbst alle dergleichen Gedanken als ungehörig. Ich sagte mir wohl tausendmal: „er kann nicht anders handeln!“ — Und doch stand im Hintergrunde aller meiner Gedanken, aller meiner Phantasieen ein Paradies; — zwar schwer zu erreichen und nur zugänglich über steile Klippen, durch Feuer und durch Wasser, über Verachtung und über Alles, was Gefahr heißen kann — aber es existirte doch! Ich hielt die Hand vor die Augen, um es nicht länger vor mir zu sehen, und sprach zu mir selbst: — „Gott schütze mich vor dem Wahnsinn, daß ich wahnsinnige Handlungen von demjenigen erwarten sollte, den ich liebe!“ —

Indessen ließ ich Otto's Brief unbeantwortet. Ich fühlte einen gewissen Muth, dem Widerspruch in meinem eignen Herzen zu trotzen, und lächelte kummervoll über Otto's lustige, hohle, blendende und phantasmagorische Pläne für die Zukunft, denn mein Vorsatz stand fest und unerschütterlich, zu Dir zurückzukehren, sobald es möglich wäre. Aber dieß war leichter beabsichtigt, als bewerkstelligt, ohne bei Jemandem dem Mißtrauen zu erwecken. Doch faßte ich den Entschluß, diesen Plan unter allen Umständen noch vor der großen, schrecklichen Catastrophe auszuführen, an die ich nicht denken durfte, ohne in einen Zustand stummer Verzweiflung zu verfallen, der sich nur fühlen, aber nicht beschreiben läßt. Doch genug darüber!

Meine Krankheit hatte sich indessen, par esprit de contradiction, gehoben. Ich fühlte mich gesund, aber matt. Am Abend dieses Tages — des Todestages für mein Herz — nahm ich meine Kleider, legte sie mühsam an und wankte ans Fenster. Es war glänzender Mondschein und klingende Schlittenfahrt. Die Schlitten sausten vorüber und das Klingeln der

Glöckchen tönte zu meiner hohen Wohnung herauf. Ich konnte kaum begreifen, daß die Menschen jetzt wie sonst sorglos und heiter zu tausend Vergnügungen eilten. Jetzt, nachdem Alles vorüber war! — Eine düstere Stimme flüsterte mir wohl zu: „Nur für Dich sind alle Freuden zu Ende, alle Hoffnungen zerstört, alle süßen, hinreißenden Täuschungen entschleiert und in schreckliche finstere Wirklichkeit verwandelt!“ — Ich konnte kaum begreifen, daß sich außerdem alles Uebrige völlig gleich geblieben war. Ich begann sogar meine sogenannte, früher so sehr berühmte, so oft und so unverdient gefeierte Schönheit zu hassen. Sie hatte nun so unendlich wenig Werth für mich und schien mir auch um deshalb sehr entbehrlich zu sein, weil die Welt gleich froh und heiter war, mochte ich darunter sein oder nicht. Und dieß ist ein Gedanke, der durchaus nichts Süßes hat für ein junges siebzehnjähriges Mädchen, das sich so eben noch auf dem Gipfel jener weltlichen Ehre gesehen hat, nach welchen die Frauen eigentlich streben. Man sage was man will, unsere Meinung über uns selbst hängt doch sehr von der Aufnahme

in der Welt ab; — o wie schien ich mir in diesem Augenblicke so ganz ohne Werth zu sein! — „Die Otto verwarf, was konnte sie wohl noch für Freude an den Huldigungen Anderer finden?“ — So dachte ich.

Ich gab mir Mühe, meine Gedanken auf einen andern Gegenstand, meine Augen auf ein Buch zu richten. Zufällig kam mir die Delphine in die Hände, aber ich warf sie mit Schauern von mir und sagte unwillkürlich: „Es gehört doch keineswegs eine französische Revolution dazu, um eine Leonce, eine Madame Bernon oder auch — eine Mathilde zu bilden!“ — In der Delphine fand ich mich nicht im Geringsten wieder. Ich fühlte, daß mir jetzt der Muth fehlte, um auch nur dem Kleinsten zu trosten. Ich warf daher die Delphine von mir und nahm — freue Dich darüber, liebe Großmutter — und nahm den Thomas à Kempis, den Du mir am letzten Morgen gabst. Lange betrachtete ich das milde sanfte Gesicht des Mönchs und dachte daran, wie viel er wohl gelitten haben möchte, bevor er dieses Ansehen von Seelenfrieden und

Herzensruhe erlangt hatte. In diesem Gedanken lag eine Hoffnung, die erste, die an diesem dunkeln Tage in mir aufstieg. Aber diese Hoffnung war einer von den Sternen, die still an dem Himmel leuchten, an welchem sie von je ihren Platz gehabt hatten, obwohl ich bisher mehr auf die Sterne gesehen hatte, die zwar heller glänzten, aber nach kurzem Anschau herabgefallen und verschwunden waren. Aber dieser Stern war keine Täuschung, er existirte wirklich! — Ich las mit Eifer und Fleiß in meinen Thomas à Kempis und gerieth zuletzt in dieselbe erhabene, Alles versagende Gemüthsstimmung, die mich in früherer Jugend oft zu dem Entschlusse brachte, in ein Kloster zu gehen und daselbst den Schleier zu nehmen. Meine Thür war fest verschlossen. Schlag zehn Uhr hörte ich leise Schritte auf dem Corridor, dann Jemanden, der vorsichtig aus Thürschloß griff. Das war Minna nicht. Ich warf mich nieder auf mein Bett, hielt die Hände lange Zeit hindurch fest vor die Ohren und, als ich sie endlich mit hochschlagendem Herzen wieder wegnahm, war Alles wieder still wie im Grave.

Diese Nacht war schmerzhaft. Ich schlief zwar ein, denn der Körper bedurfte Ruhe; so oft ich aber erwachte und an die Ursache meiner Qualen dachte, begannen meine Thränen wieder zu fließen, bis der Schlaf mir die Augen wieder schloß. Und dieß wiederholte sich mehrere Male.

Ganz zeitig am andern Morgen schickte mir Otto wieder ein Buch, in welchem folgender Brief lag:

„„Ottilie! Warum bist Du jetzt so hart  
 „„— gegen Deinen Freund? Ich bin ja  
 „„nur meiner Ottilie einziger bester Freund.  
 „„— Laß ihn zu Dir kommen! Er stirbt  
 „„sonst vor Sehnsucht und Unruhe. Neun  
 „„ganze Tage, neun Ewigkeiten sind mir nun  
 „„auf diese entsetzliche Weise vergangen! —  
 „„Ich habe nur einen Gedanken, einen  
 „„Wunsch, ein Ziel — Dich zu sehen. Alles  
 „„Anderes ist mir gleichgültig. Abends Punkt  
 „„neun Uhr will ich an Deiner Thüre sein.  
 „„Dann sind Alle fort. Gib dann Minna  
 „„einen Auftrag, der sie für längere Zeit  
 „„entfernt, und sei nicht mehr eigensinnig  
 „„und hart gegen Deinen Freund, wenn

„Du nicht willst, daß er verzweifeln und  
 „etwas Unsinniges begehen soll! Ich bitte  
 Dich auf den Knien darum, versag' es  
 „Deinem Freunde nicht!“ —

Ich lächelte bekümmert und antwortete so  
 gleich und ohne alles Besinnen:

„Es ist unmöglich! Sprich nicht weiter das  
 von!“ —

Diese Antwort schickte ich ohne Umschweife  
 an Otto, der sein Zimmer noch nicht verlassen  
 hatte, kehrte mich gegen die Wand und schloß  
 — ruhig ein.

Erst um zwölf Uhr Vormittags erwachte ich.  
 Minna saß still an meinem Bett und erzählte  
 mir, daß die Gräfin, der Arzt, der Onkel, die  
 Mamsell, Annette, die ganzen gewöhnlichen Vor-  
 mittagsbesuche, oben gewesen wären, daß ich  
 aber so fest geschlafen hätte, daß ich sie weder  
 kommen noch gehen gehört hätte. „Mamsell  
 Melida hat auch lange hier gefessen“ — sagte  
 sie — „sie ging aber später in den Saal hin-  
 unter, wo sie wartet bis das Fräulein erwacht  
 ist, um Sie zu besuchen.“ —

Anfangs gefiel mir dieß gar nicht. Bei

einigem Nachdenken fand ich jedoch, wie wenig Melida diese Kälte von meiner Seite verdiente, und daß man freundlich sein muß, wenn man auch noch so bitter leidet. Ich stand auf, kleidete mich mit Minna's Beistand ein wenig an und bat dann Minna, Fräulein Meliden zu sagen, daß ich sie sehr gern sehen würde. Ich log zwar darin ein wenig, aber es geschah in guter Absicht. Während Minna's Abwesenheit warf ich einen Blick in den Spiegel, den ersten, seitdem ich das Bett wieder verlassen hatte. Ich war entsetzlich mager geworden — schien mir's — und da ich nun kein Fieber mehr hatte, auch sehr blaß und nach meiner Ansicht recht häßlich. Ich lächelte gleichwohl darüber, aber es lag etwas Bitteres und wenig Angenehmes in diesem Lächeln. Es mischte sich darin — ich gestehe es offen, denn ich habe ja keinen Grund mehr, Dir nur den geringfügigsten meiner Gedanken zu verbergen — es mischte sich darin mehr Kummer als Gleichgültigkeit. Bald darauf kam Melida; aber ich sah, daß sie bei meinem Anblick erstaunte.

„Ich danke Dir, gute Melida!“ — redete

ich sie gleich beim Eintritt an. — „Du bist recht gut, daß Du meiner gedenkst. Ich bin recht sehr krank gewesen, Du wirst mir's wohl ansehen; aber jetzt geht es weit besser.“ — Melida blickte mich an. — „Nein, sieh mich nicht so an!“ — fuhr ich fort. — „Ich weiß recht gut, daß ich übel aussehe, nachlässig und schlecht gekleidet bin und verwirrte Haare habe. Ich traute mich nicht, meine Toilette selbst zu machen, sondern ließ mich von Minna ankleiden und diese ist, wie ich wohl sehe, eine bloße Pfuscherin, keineswegs eine Meisterin!“ —

„Wenn Du willst, will ich Dir Dein schönes, langes Haar ordnen und flechten?“ — fragte Melida zärtlich und freundlich.

„O gern, gute Melida!“ — erwiederte ich, erfreut darüber, daß ich ihr auf diese Weise eine Beschäftigung geben konnte, denn ich vermochte nichts zu sagen und fürchtete, ich weiß selbst nicht was.

Ich setzte mich nieder. Melida nahm einen Kamm und focht mein langes Haar auf, das durch Fieber und lange Vernachlässigung in einen Zustand gräßlicher Verwirrung gerathen war.

Mit großer Mühe brachte sie es in Ordnung, ohne jedoch ein Wort dabei zu sprechen. Ich saß still und mit geschlossenen Augen da, ohne Etwas zu sagen, außer, daß ich Melida's schöne Hände dann und wann küßte, wenn sie damit meinem Gesicht nahe kam. Bei einer unvermutheten Bewegung, die ich machte, fiel mir Otto's letztes Billet aus dem Busen, wo ich es verborgen hatte. Ich selbst bemerkte es nicht; aber Melida hob es auf und reichte mir's stillschweigend hin. Von Leichenblässe wandelte sich meine Gesichtsfarbe in Purpurröthe; ich warf einen hastigen Blick hinter mich auf Meliden und begegnete ihren traurigen und bekümmerten Blicken. Inzwischen flocht sie immer weiter. Wir schwiegen lange. Otto's Billet war auf ein kleines Blatt Papier geschrieben, so daß es auf beiden Seiten vollgeschrieben war. Wer Otto's schöne Handschrift kannte, mußte beim ersten Blick darauf erkennen, von wem das Billet war. Melida flocht, ich schwieg. Als sie endlich fertig war und ich ihr danken sollte, warf ich mich an ihren Busen und weinte laut. Melida erschrock.

„Mein Gott,“ — sprach sie — „Du bekommst wohl Dein Fieber wieder! Fasse Dich! Suche Dich zu beruhigen! Noch ist kein Schaden geschehen! Von mir sollst Du nie etwas zu fürchten haben! Nicht erst seit jetzt, nicht erst seit heute ist Dein Geheimniß in meiner Hand. Ach, wie lange schon hast Du es verrathen, Du natürliches, ungekünsteltes Wesen!“ —

„Melida!“ — rief ich. — „Was meinst Du? — Ich bitte Dich um Gottes Barmherzigkeit willen, sprich es offen aus! Denke daran, daß ich allein in der Welt stehe und Niemanden habe, an den ich mich wenden kann. Sei gut und nachsichtig gegen mich! Sprich, tröste mich, ich sehe, daß Du Alles weißt! Rede nun, sage mir, was Du denkst, und ich will Dir mit Vertrauen antworten, denn das Band meiner Zunge ist nun gelöst.“ —

„Darf ich Dir sagen, was ich denke,“ — sprach Melida — „und willst Du mich ruhig und ohne unwillig zu werden, anhören?“ —

„Ja, ich verspreche Dir's, rede nur!“ — erwiederte ich, verbarg das Gesicht in meine Hände und warf mich nieder auf mein Bett.

„Willst Du wissen was ich denke?“ — sagte Melida. — „Nun wohl, ich denke — zürne nicht, gute Ottilie — ich denke, daß Du auf einem gefährlichen, schlüpfrigen Wege wandelst. Du liebst Otto und Dir verzeihe ich dieß,“ — setzte sie seufzend hinzu — „aber er handelt nicht redlich gegen Dich oder ich irre mich ganz in Dir! Darf ich ich Dir nur eine einzige Frage vorlegen? — Kennst Du alle Verhältnisse Otto's?“ —

„Ja — alle!“ —

„Dann verstehe ich Dich nicht! Kannst Du ihn lieben, froh und glücklich sein und doch wissen, daß er einer Andern angehört?“ —

„Ich bin keins von beiden, das weiß Gott!“ —

„Aber Du hast doch mir und Andern so geschienen?“ —

„Ich bin es auch gewesen; aber nun ist es vorüber!“ —

„Seit wann denn, gute Ottilie?“ —

„Seit einigen Tagen?“ —

„Ist dieß die Ursache Deiner Krankheit gewesen?“ —

„Nein, diese war etwas Anderes, das nicht hierher gehört!“ —

„Otilie,“ — sprach Melida — „Du bist mir ein Räthsel. Vergieb mir, daß ich so offen gegen Dich bin! — Aber Du hast einen Brief von Otto angenommen und weißt doch“ — — —

„Ich weiß Alles! Ich habe keinen Brief von Otto angenommen — von Otto, dem Liebhaber — sondern von Otto, als meinem Freund, meinem Bruder. Sieh, hier ist der Brief, lies ihn!“ —

Melida nahm den Brief und schüttelte sorglich das Haupt, während sie las.

„Ja, das ist gewiß sehr viel Freundschaft!“ — sprach sie dann mit einer Art von kummervoller Ironie, worin jedoch weit mehr Mitleid und Zärtlichkeit für mich, als Bitterkeit lag. — „Daß ist gewiß ein Freund, der auf den Knien liegt und von Sehnsucht und Liebe glüht! — Nimm Dich in Acht! — Öffne Deine Augen! Viele vor Dir haben sich schon in einem Netze gefangen, dem sie den Namen der Freunds-

schaft gegeben haben. Aber es ist meist eine trügerische Maske." —

„Ich selbst habe diesen Namen dem Verhältniß gegeben, welches künftig zwischen uns stattfinden soll und muß!" — „Um desto schlimmer! Dann hast Du selbst den Weg gebahnt, den Otto mit Entzücken wandern wird, bis" —

„Nun, bis?" — — fragte ich nicht ohne Betrübniß. —

„Bis Du erwachst — aber zu spät!" —

„Du hältst mich für recht schlecht, für recht niedrig, Melida!" —

„Nein, Ottilie, weit entfernt davon. Aber Du bist ein unschuldiges, unerfahrenes Kind der Natur, und ich müßte mich selbst verabscheuen, wenn ich Dich nicht warnte. Otto ist gut, aber entsetzlich leichtsinnig. Er will das Rechte und thut doch meist das Unrechte. Fliehe ihn, wenn Du kannst, so lange es noch Zeit ist. Eure sogenannte Freundschaft ist gefährlicher, als jedes andere Verhältniß. Es wird Dich und ihn betrügen, ehe ihr es denkt. So glaube ich wenigstens von Dir, so will ich auch

von Otto glauben, denn ich mag nicht diejenige sein, die ihn verdammt, obwohl" — — —

„Obwohl? — Was?“ — fragte ich. —

„Das gehört nicht hierher, antwortetest Du mir vorhin!“ — sprach Melida traurig lächelnd.

Ich hielt zurück, was ich darauf sagen wollte. Langes Schweigen herrschte nun unter uns.

„Und wenn ich nun Otto fliehen will, welchen Ausweg soll ich dann wohl finden?“ — fragte ich endlich Meliden, das Gesicht in meine Hände verborgen.

„Alles, was man will, das kann man auch.“ — Antwortete sie. —

„Schreib offen an Deine ehrwürdige Großmutter.“ —

„Das kann ich nicht.“ —

„Fasse Dir Muth, sage Deiner Tante, daß Du wieder in Deine Heimath zurückkehren willst.“ —

„Das wage ich nicht!“ —

„Ottilie! Weshalb fürchtest Du Dich vor Deiner Tante? — Blicke auf! Glaube mir!

Du bist ihr keinen Dank schuldig! — Du bist mir tausendmal theurer, als sie, deshalb kostet mir's keine Ueberwindung, die Dir Augen zu öffnen. Sie hegt nicht einen Funken Liebe zu Dir. Sie hält Dich für eine charmante Repräsentantin in ihrem Salon, für eine charmante Begleiterin in der Gesellschaft. Es ist ihr ein Genuß, zu antworten, wenn man fragt: „Wer ist das schöne Mädchen dort, welche alle Uebrigen verdunkelt?“ — „Es ist meine Niese! Sie lebt in meinem Hause; aber dieß ist der erste Winter, wo sie in die Welt kommt.“ — Dann brüstet sie sich mit Dir; — würde aber Jemand sagen: „Das ist ein liebes Mädchen, sie will ich zur Gattin haben.“ — Weißt Du, was sie dann antworten würde? — „Oh, n'y pensez pas! Sie ist entsetzlich arm und höchst oberflächlich erzogen von einer alten Großmutter, bei der sie hat thun können, was sie gewollt hat. Ihre Wünsche werden keine Grenzen haben, wenn sie dieselben einmal ausgesprochen hat. Ich bin Ihre Freundin, ich sage Ihnen meine Ansicht aufrichtig, wiewohl sie meine Nichte ist; aber Heucheln ist meine Sache nicht. Jedenfalls

wird sie von uns eine Ausstattung bekommen, aber nicht eher, als nach unserm Tode u. s. w.“ —

„Melida!“ — rief ich. — „Du bist zu streng. Du thust Otto's Mutter unrecht.“ —

„Nein, gewiß nicht; aber Du solltest Otto's Mutter in ihrem wahren Lichte sehen. Wehe über mich, wenn ich die süßeste aller Täuschungen, den Glauben, daß die Menschen gut sind und es ehrlich mit uns meinen, ohne guten Zweck und ohne Nutzen in Dir zerstören wollte!“ —

„Und mein Onkel?“ —

„Den kenne ich nicht!“ — erwiderte Melida und zuckte die Achseln. — „Seine Thätigkeit und sein Wirken liegt außer meinem Kreise. Aber er ist ohne Unterschied verbindlich und zuvorkommend gegen die ganze Welt, er meint es daher mit Allen — oder mit — Keinem gut. Eine Mittelstraße giebt es hier nicht.“ —

„Und wie spricht er von mir?“ —

„Gar nicht; und auch darin liegt oft eine Art von Verläumdung.“ —

„Melida, Du bist ungerecht, Du urtheilst zu streng!“ —

„Nein gewiß nicht; ich möchte Dich nur gern von hier weg haben.“ —

„Das will ich auch; nur sehe ich für den Augenblick keine Möglichkeit dazu! Gott gebe, daß sich bald eine findet!“ —

„Nun, so will ich Dir eine geben!“ — erwiderte Melida, zog einen versiegelten Brief hervor, überreichte mir ihn und schickte sich in demselben Augenblicke an, zu gehen.

„Nein, warte noch, Melida!“ — sprach ich. — „Von wem ist dieser Brief? Ich kenne die Handschrift nicht. Ich fürchte mich wahrlich jetzt vor allen Briefen. Ein gebranntes Kind fürchtet das Feuer.“ —

„Dies ist kein gefährlicher Brief,“ — sprach Melida, — „sonst würde ich ihn nicht in Deine Hände gebracht haben. So gut mußt Du mich doch wohl kennen! — Jetzt muß ich Dich aber verlassen. Lies Deinen Brief mit Ernst! Morgen komme ich wieder, wahrlich nicht, um Dich zur Antwort aufzufordern, nur um offen und frei mit Dir über diese Angelegenheit zu spre-

chen. Aber jetzt kein Wort. Lebe wohl, Ottilie! Bleibe fest und treu bei Deinem Vorsatze, mag Dein Freund Dich mit Bitten oder Drohungen bestürmen!“ —

„O Melida, Du bist schrecklich hart!“ — rief ich und warf mich ihr weinend um den Hals.

„Nein, keineswegs, meine gute Ottilie!“ — erwiderte sie. — „Glaubst Du nicht, daß es in meine Seele, in mein Herz schneidet, Dir das Wenige, das unendlich Wenige zu rauben, was Dir von Deiner ersten, vielleicht Deiner einzigen Liebe übrig bleibt? — Aber Gott ist mein Zeuge, daß ich es in der besten Absicht thue! — Nun, lebe wohl, mein theures Kind, Gott sei mit Dir! Ich kann nicht länger bleiben und ich will es auch kaum. Aber ich hoffe, die Zeit wird kommen, wo Du ruhig und zufrieden über diese stürmischen, kummervollen Tage, die dann im Strome der Zeit versunken sind, vertraulich mit mir sprechen wirst! — Lebe wohl!“ —

Und sie ging.

Da saß ich nun wieder so einsam und so

unglücklich! Ach, was für Gutes doch die Menschen zu thun glauben, wenn sie den Schleier wegreißen, der das Böse verbirgt! Doch, ich bin wohl sehr ungerecht, wenn ich so spreche. Man müßte ja niederträchtig sein, wenn man Jemanden gerade zu auf einen Abgrund, den er nicht sieht, losstürzen ließe, ohne ihn zu warnen, wenn auch die Warnung selbst eine unendliche Qual für den in sich trägt, der sie empfängt. Da einen Abgrund zu finden, wo man ein Paradies gesucht hat, ist doch keine geringe Täuschung. Doch genug davon.

■ Nun, liebe Großmutter, wirst Du vermuthlich etwas von dem dicken Briefe wissen wollen, den ich lange, nachdem Melida sich entfernt hatte, achtlos und gleichgültig in der Hand behielt? — Minna's Gedanken vermochten nichts zu errathen und sogar meine weibliche Neugierde schlummerte. Der Kummer und die Gewißheit, daß nun alle irdischen Freuden für mich in ewige Nacht versunken waren, hatte alle übrigen Gefühle in Schlummer gewiegt. Endlich öffnete ich jedoch den Brief und las mit Erstaunen den Namen Edward H\*\* darunter.

Der Gedanke an ihn war mir nicht im entferntesten eingefallen. Du sollst den ganzen Inhalt dieses Briefs erfahren; erst aber will ich Dir mit kurzen Worten Rechenschaft über die übrigen Ereignisse dieses Tages geben.

In der Dämmerung hörte ich Otto die Treppe heraufkommen. Er war Minna begegnet. Er wußte, daß ich außerhalb des Bettes und angekleidet, er wußte, daß ich allein war, und kam an meine Thür. Und dießmal stopfte ich meine Ohren nicht zu. Zum ersten Male seit langer Zeit hörte ich wieder den Ton seiner Stimme — „Ottilie,“ — bat er — „auf den Knien, vor Deiner Thüre, bitte und beschwöre ich Dich, nimm Dein hartes Nein zurück! Laß mich heute Abend zu Dir kommen! Ich habe Dir tausend Dinge mitzutheilen! Glaube mir, ich sterbe, ich vergehe sonst! Und fürchte Dich nicht vor mir, Ottilie! Ich kann stark sein, wenn ich will! Ich will mir Gewalt anthun über Alles! Antworte mir nur ein Wort, nur ein einziges Wort!“ —

Ich schwieg. Noch immer bat er. Ich weinte, ich rang die Hände, aber ich schwieg.

Plötzlich trat nun Otto von meiner Thür zurück, sprach einige heftige, für mich unverständliche Worte vor sich hin und eilte in sein Zimmer. Nach einigen Augenblicken kam er wieder zurück und schob durchs Schlüsselloch ein schmales Papierstreifchen, auf welchem folgende Drohung stand:

„Ottilie! Jetzt gehe ich, um mir Pferde zu heute Abend zu bestellen. Weigerst Du Dich noch länger, mich zu sehen, so reise ich sofort zu Malwinen und komme nicht eher wieder, als bis ich ihr“ — — —

Nun ward ich mit einem Male eiskalt. Ein Gefühl des Verdrußes und gekränkten Stolzes überwältigte für einige Augenblicke jeden andern Eindruck. In dieser Stimmung schrieb ich folgende Zeilen, die ich, sobald Minna wieder herauf kam, direct an Otto schickte:

„Deine Drohung ist in der That sehr gut erfunden! Wehe über mich, wenn ich niedrig genug dächte, Dich durch Nachgiebigkeit gegen Deine wahnsinnigen Wünsche daran zu hindern, was Du ja gerade thun sollst, und wozu ich Dich mit Herz und Seele aufmuntere!

— Reise! Verbinde Dich mit Malwinen! Mache sie glücklich und werde selbst glücklich! Bleibe bei ihr, so lange Du willst, wenigstens so lange, bis ich wieder bei meiner Großmutter bin! Ich wünsche nichts Anderes! Deine wahnsinnige Idee, daß ich ewig bei Dir, oder um Dich bleiben soll, — ich weiß wahrlich nicht, wie Du eine solche Idee fassen konntest — aber gewiß ist, daß ich sie ausrotten werde. Lebe wohl! Reise glücklich! Ich wünsche, Dich nie wieder zu sehen!“ —

Ich fühlte nach allen diesen schnellen Vorgängen eine sonderbare, der Betäubung ähnliche Ruhe. Ich hörte, wie Otto sein Zimmer mit schnellen, hastigen Schritten verließ. Jetzt erst las ich Edwards Brief, ohne jedoch gehörig darüber nachzudenken. Er lautete so:

„Ottilie! Ich vermag mein Herz und meine Gefühle nicht länger in den engen Grenzen kalter Vernunft zu halten. Sie wollen heraus, sie wollen frei sprechen, sie haben so lange geschwiegen! Ich liebe Sie, Ottilie! — dieß werden Sie schon lange wissen. Sie müßten sonst nicht das feinfühlende, scharfsichtige Weib

sein, für das ich Sie immer gehalten habe. Meine Worte werden Ihnen daher keine Neuigkeit sein; aber vielleicht haben Sie nicht erwartet, Ihre Ahnungen ausdrücklich verwirklicht zu sehen, zumal wenn ich hinzusetze, daß ich weiß, daß Sie einen Andern lieben. Werfen Sie meinen Brief nicht von Sich, Ottilie! Glauben Sie mir, es gehört weniger dazu, ihn zu lesen, als dazu gehört, ihn zu schreiben, denn letzteres erfordert eine fast übermenschliche Stärke. Die Feder will mir aus der Hand fallen, indem ich versuche die Worte zu schreiben: „Ottilie liebt ihren Cousin, den jungen Grafen Otto!“ — Aber nun stockt sie doch. Und doch muß ich einen Gegenstand berühren, über den ich so sehr viel zu sagen habe. Ich habe dazu alle Kälte, alle Vernunft gesammelt, die mir zu Gebote steht. Ottilie liebt Otto'n mit aller Jugendliebe, mit der ganzen Kraft und Stärke der ersten Liebe. Otto hingegen liebt Ottilien so, wie er schon manche vor ihr geliebt hat, wie er vielleicht noch manche nach ihr lieben wird. Otto ist außerdem durch unauslöslliche Bande gefesselt. Allerdings könnte

Otto diese Bande lösen und zerreißen, und wenn er es thäte, dann wollte ich sagen, Otto liebt Ottilien so, wie er noch nie ein Mädchen geliebt hat; dann wollte ich Otto'n Glück wünschen, wenn auch mein Herz darüber brechen sollte; dann wollte ich sprechen, Otto ist es werth, Ottilien zu besitzen; dann wollte ich mich fähig fühlen, noch mehr zu thun: eine Verbindung zu befördern, die alle meine Hoffnungen auf Glück für immer zerstört, denn ich bin einer von jenen einfachen Menschen, die nur einmal lieben, aber dann auch über alle Maassen; — kurz, dann wollte ich mich dazu zwingen, Otto'n das Glück, Ottilien und ihre Liebe zu besitzen, vom Herzen zu gönnen. Aber ach! Otto wird seine Bande weder lösen noch zerreißen. Er trägt sie und zieht nur an ihnen, damit sie so wenig als möglich bemerkt werden mögen, und ich thue nur meine Pflicht, wenn ich — so weit ich es nämlich im Stande bin — Ottilien von dem Abgrunde wegzureißen suche, der tief und offen vor ihren kindlichen, unschuldsvollen, aber leicht zu täuschenden Blicken liegt. Es ist nicht ein

Liebender, es ist ein Bruder, ein Freund, der Sie in diesem Augenblicke fragt, welches Glück Sie von Ihrer Liebe zu Otto erwarten. Ist er niedrig denkend genug gewesen, Ihnen seine früher geschlossene Verbindung, um die fast Alle wissen, zu verschweigen, so müßte ich mich in Ottilien ganz und gar geirrt haben, wenn sie nicht mitten in ihrem entsetzlichen, quälenden Schmerze dem Freunde danken würde, der sie aufgeklärt hat. So etwas ahnt mir, wenn ich die heitern, die hellen, die himmlischen, von einer unendlichen Liebe und Zuneigung glänzenden Blicke mir vergegenwärtige, die Ottilie diesem Undankbaren widmete. Kennt Ottilie hingegen Otto's Verbindung mit einer Andern, wie kann sie dann so heiter und zufrieden aussehen, wenn sie das reinherzige, unschuldsvolle Wesen ist, für das ich sie halte? Ich kenne zwar ein anderes Weib, welches Otto'n mit der Heftigkeit einer Italienerin liebt; aber sie erwartet mit Entzücken den Tag, wo Otto mit einer zwar guten, aber wenig reizenden Gattin verbunden sein wird, und thut Alles, was sie ver-

mag, um diese Verbindung zu befördern und zu beschleunigen und eine Nebenbuhlerin zu entfernen, die ihr weit gefährlicher scheint, als die reiche, unschöne, reizlose Gattin. Aber könnte ich Ottilien auch nur mit einem einzigen Gedanken dieser vergleichen? Nein, weit davon! Ottilie ist die einzige, die nicht weiß, was alle Andere wissen, und ihre Unwissenheit macht Otto'n keine Ehre, giebt ihr aber in meinen Augen allen Glanz, den ein Weib für mich haben kann, obschon sie einen andern liebt. Ich schaudere bei dem Gedanken, daß ich vielleicht derjenige bin, welcher Ottiliens Augen öffnet, derjenige, welcher sie aus dem Paradiese ihrer jungen Liebe in eine Einside voll finsterner Wahrheit und voll von düstern Bildern stößt, über welche Ottiliens heitere Jugendphantasie nicht mehr den lichten, gestirnten Schleier der Täuschung wirft. Ich schaudere, wenn ich Ottilien bitte, um sich zu blicken, zu sehen, wie man sie angafft, um sie zu belauern, während sie in ihrer Unschuld glaubt, daß man bloß über ihre jugendliche Freude lächelt, die sich in dem schönsten Aeußern sonnt und spielt,

welches die Natur zu einem weiblichen Wesen gab.

Ich selbst bin mitten in dieser falschen Welt erzogen worden. Lange hat meine Phantasie unter Täuschungen befangen gelegen; aber ich bin erwacht und nun sehen meine scharfen Blicke weit mehr, als sie wollen, weit mehr, als man sehen darf, wenn man nur die geringste Achtung für das ganze menschliche Geschlecht übrig behalten soll. Ich hasse deshalb auch meine Scharfsichtigkeit und verachte den Gebrauch, den ich davon machen könnte. Aber jetzt, jetzt wird ein Wesen bedroht, daß ich ins Leben schweben sah, wie einen Schmetterling in den ersten Sommertagen, das mich gleich einem Schmetterling erst blendete und dann erfreute, als ich sah, daß diese kleinen, schönen Flügel nicht von trügerischer, lockerer Farbe erglänzten. Jetzt ist mir's unmöglich, ihn nicht vor den giftigen Blumen zu warnen, wenn ich mit meiner unseligen Scharfsichtigkeit das Gorgonenhaupt unter den üppigen Rosen und den blendenden Lilien so deutlich sehe. Doch lassen

wir die Blumensprache und sprechen über etwas Anderes.

Theils durch Zufall, theils durch den Scharfblick, welcher der verschmähten Liebe in so hohem Grade eigen ist, habe ich folgende Entdeckungen zu machen geglaubt, und nur große, unumstößliche Beweise vermögen mich vom Gegentheil zu überzeugen! — Gute, liebenswürdige Ottilie! Es schmerzt mich, es ihnen zu sagen: — Ihr Onkel und Ihre Tante lieben Sie nicht! Sie wollen sich Beide an den Reizen ergötzen, welche die Natur und eine treffliche Erziehung Ihnen gegeben haben. Ihr Onkel ist entzückt von Ihnen, er sieht mit Freude auf Ihre Schönheit und Ihre Reize und gründet wahrscheinlich ehrgeizige Pläne darauf, denn es giebt Menschen, die Alles als Mittel zu ihrem eignen Vortheil zu benutzen wissen. Ihre Tante, leichtsinnig und launenvoll, aber im Ganzen vielleicht weniger übelgesinnt oder gleichgültig gegen Sie, sieht mit Entzücken, welches Relief Sie ihrem schwerfälligen und steifen Salon geben, welcher Wettstreit nun in jeder größern Gesellschaft entsteht, um

des lichten, schönen Mondes willen auch den großen, dunkeln Planeten bei sich zu haben. Ihre Gesellschaft sagt ihr außerdem zu, ergötzt und erheitert sie. Im gesellschaftlichen Kreise sind Sie die Sonne, um welche sich alle drehen, und im häuslichen Kreise sind sie die gehorsame, unterwürfige, stets zufriedene, stets heitere Nichte. Daß sie Sie an ihr Haus fesseln will, ist übel gethan, wenn es auf Kosten Ihres eignen Vortheils geschieht; aber es ist eine sehr gewöhnliche menschliche Schwäche, erst an sich und dann an Andere zu denken. Daß sie Alles angewendet hat, um Otto's Aufmerksamkeit von dem Magnet abzulenken, den sie selbst in seinen Weg geführt hat, ohne die Gefahr vorher zu bedenken, ist mehr als verzeihlich, besonders da sie es für Otto's Glück und Ehre für nöthig hält, daß er seine früheren Verpflichtungen erfüllt. Wenn aber ihr Eigennuß in Verläumdungen und zweideutige Aeußerungen über Ottilien übergeht — dann ist sie niederdrächtig, aber unglücklicherweise nur gewöhnlich; keine Furie, keine Mezgäre, keine Brunehild oder Catharina von Me-

dicis, sondern nur eine von unsern gewöhnlichen Frauen. So ist die Welt und Ottilie muß es ertragen, wenn auch noch eine dritte Person dazu kommt, die Otto'n schon seit mehreren Jahren liebt, für die auch er eine Art von Passion gehabt hat, und die nun Alles anwendet, um Otto's Mutter zur Wachsamkeit anzuspornen, um die Epoche zu beschleunigen, wo Otto und Ottilie von einander getrennt sein werden. Unter dem Schein zufälligen Plauderns hat sie mir den größten Theil von dem, was ich weiß, an die Hand gegeben, das mit ich' beliebigen Gebrauch davon machen möchte, denn sie ist klug genug, um schon lange bemerkt zu haben, wie sehr ich Ottilien liebe und wie mich nichts abhalten wird, Ihnen meine Hand und mein Herz — Alles was ein Mann dem Weibe das er liebt, darbieten kann — anzubieten, so bald ich nur sicher bin, daß kein Anderer ihre Treue in Anspruch nehmen kann. Und daß dieß nicht der Fall sei, davon hat sie mich zu überzeugen gesucht, und deshalb weiß ich auch so Vieles, worauf mich meine Ahnungen nicht gebracht haben würden. Daß ich aber ihre Motiven

ahne, das glaubt sie nicht. Ein kluges Weib hält sich selten für durchschaut. Sobald ich erfuhr, daß Ottilie für Otto verloren war, erwachte die Hoffnung in mir. Eine Hoffnung, die leider schwach genug ist, denn ich weiß wohl, leider nur zu wohl, daß Otto Ottiliens ganze Liebe besitzt. Aber doch erwachte ein Funken von Hoffnung bei dem Gedanken, daß Ottilie, wenn ihre Augen geöffnet sind, wenn sie die Dinge sieht, wie sie sind, daß Ottilie dann das Bedürfniß fühlen wird, sich zu einem Freund zu flüchten, der es vollkommen gut mit ihr meint, der keinen höheren Wunsch, keinen reineren Genuß kennt, als sein ganzes Leben dem Glück Ottiliens zu widmen. Sie werden im ersten Augenblicke vor dem Gedanken zurückschauern, Ihr Glück in den Armen eines Andern, außer Otto, zu suchen. Sie werden es, Ottilie, ich kenne das menschliche Herz zu gut und bin zu wenig für mich eingenommen, um dieß nicht zu wissen; aber dennoch, Ottilie, wage ich es, Ihnen diesen ruhigen, sichern, wenn auch nicht mit Blumen bestreuten Hafen anzubieten. Ich will lange — lange noch keine Liebe

von Dir fordern, Ottilie; ich will von Otto mit Dir sprechen, als ob er Dein Geliebter und ich — Dein Bruder wäre! Es ist keine harte drückende Fessel, in die ich Dich schlagen will! Meine Zuneigung und meine in den Grenzen meines Herzens zurückgehaltene Liebe sollen die einzigen Ketten sein, die Ottilie fühlen soll, und deren Schlüssel wird in ihrer eignen Hand liegen. Glauben Sie nicht, daß ich so gleich eine Antwort von Ihnen fordre, Ottilie! — Nein, keineswegs! Ein übereiltes Nein oder Ja würde ein Todesurtheil für uns Beide sein. Denken Sie daher genau über meine einfache Frage nach! Lassen Sie Sich von Ihrer ehrwürdigen Großmutter Rath geben! Vertrauen Sie Sich Ihrer und meiner Freundin, der guten, recht denkenden, geprüften Melida, dieser Perle unter den mehr oder weniger verdorbenen Frauen der Welt! Sie hat für sich nur geringe Wünsche; darum legt sie auch den Wünschen Anderer kein Hinderniß in den Weg, wenn sie gut sind und einen guten Zweck haben; und ein solches Weib ist das einzige, welches man zur Freundin wählen muß. Ihr

Auge ist außerdem weitreichend, ihr Blick scharf, ihr Urtheil sicher und — was noch weit besser ist — ihr Herz gut und unverdorben, wiewohl sehr hart geprüft, denn sie ist während ihres jungen Lebens keineswegs auf Rosen gegangen. Vertrauen Sie Sich ihr an! Ich sage nicht, daß Sie ihrem Rathe folgen sollen, aber Sie dürfen überzeugt sein, daß — wenn sie einen Rath giebt — dieser von keiner Nebenabsicht, von keinem eignen Interesse dictirt ist! —

Diesen Brief hatte ich an demselben Tage geschrieben, wo ich die erste Nachricht davon erhielt, daß Ottilie krank war. Tausend Martern haben mich während dieser Zeit gequält. Niemand wollte mir eigentliche Auskunft über Sie geben. Ich fragte Ihren Onkel und Ihre Tante; aber der erstere schien mir eben so wenig als die letztere Auskunft geben zu wollen; von Beiden erhielt ich bloß allgemeine Antworten. Otto wollte ich nicht fragen. Pauline vertraute mir dagegen ungefragt, daß Sie sehr krank wären, wahrscheinlich von Erkältung, daß Sie einsam und Sich selbst überlassen auf Ihrem Zimmer lägen, daß Sie mit Wohlwollen

von mir sprächen, aber ein wenig ernst ausge-  
 sehen hätten, als sie Ihnen des Scherzes  
 halber von meiner vermeinten Glamme für  
 meine neue Cousine, Fräulein Stael, erzählt  
 hätte. — O, Ottilie! es ist schrecklich, daß ich  
 nicht ein einziges von allen diesen süßen  
 Worten glauben kann! Pauline ist eine jener  
 schlauen, klugen Weiber, die unter der Maske  
 ungezwungenen, heiteren, fröhlichen Scherzes  
 dann und wann ein anscheinend unbedachtes  
 Wort fallen lassen, ein Wort, das nicht eigent-  
 lich auf ihr eignes Interesse berechnet zu sein  
 scheint und, ohne eine eigentliche Lüge zu ent-  
 halten, die Dinge anders färbt und in einem  
 andern Licht erscheinen läßt, als sie wirklich  
 sind. Endlich habe ich mir Muth gefaßt und  
 Meliden gebeten, Ihnen diesen Brief und mir  
 eine wahrhafte Nachricht von Ihrem Befinden  
 zu geben. Ach, Ottilie, wenn ich eingebildet  
 genug wäre, zu glauben, daß Sie von meiner  
 Liebe gerührt wären, so würde ich auch wagen  
 Sie zu bitten, daß Sie daran denken möchten,  
 wie glücklich Sie mich machen würden, wenn  
 Sie mir auch nur die leiseste Hoffnung gäben,

daß mir vielleicht die Zukunft gewähren könnte, was ich jetzt von Ihnen bitte. Darf ich Ihr Schweigen für eine solche Hoffnung annehmen? — Oder ist dieß eine vermessene Bitte? — O, Ottilie, wenn Du mich liebtest! Wenn Deine Wünsche den meinigen begegneten! Welches Paradies auf Erden wäre dann unser Loos!“

\* \* \*

Nachdem ich diesen Brief gelesen hatte, richtete ich mich auf.

„O, wenn es Gott doch wollte!“ — sprach ich zu mir selbst. — „Aber es ist unmöglich. Unsere Wünsche werden sich nie begegnen. Unser Paradies wird nie dasselbe sein und unsere Hölle soll es noch weniger werden. Nein, edler Edward, Du bist zu gut dazu, ein verödetes Herz zu empfangen, das — Otto von sich geworfen hat; — denn warum soll ich mir selbst die Wahrheit verbergen? — Ich bin sehr unglücklich! — Meine Liebe, meine getäuschte, verlassene Liebe ist nicht einmal ein Geheimniß, das ich allein beherrsche; sie ist ein Gegenstand

für die Gedanken, für die Worte Anderer! Wenn man mich doch in Frieden lassen wollte! Ich weiß, daß Edward, ich weiß, daß Melida mir wohl will; aber was gewinnen sie dadurch, daß sie mir — wie sie sagen — die Augen öffnen? — Ich werde unglücklicher, mißtrauischer, menschenfeindlicher und — liebe doch Otto eben so sehr, eben so verzweifelt, eben so grenzenlos, und möchten sie mir sagen und beweisen, daß er — ja, daß er ein Straßenräuber wäre! — Das ist meine Liebe! Aber eine solche Liebe verstehen sie nicht! Sie glauben, daß man Alles nach Berechnung und Maaß thun könne, hassen, lieben, vergessen: — aber sie täuschen sich, wenigstens bei mir!“ —

So ungefähr irrten meine Gedanken hierhin und dorthin, nachdem ich Edwards Brief gelesen hatte. Daß ich meine Liebe zu Otto heftiger und fester als je fühlte, war zwar eine unberechnete Wirkung desselben; aber sie war es doch. Eine stumme Verzweiflung erfüllte mich während dieser Zeit. Ich glaubte Otto abgereist. Ich hörte den ganzen Abend hindurch nichts von ihm. Er hatte blos, indem er an

meiner Thüre vorbeikam, ein Lebwohl gerufen, das mir, jemehr ich an den düstern Ton desselben dachte, wie das letzte, wie das allerletzte, wie das letzte Lebwohl Otto's vorkam.

Es war ja nun Alles vorbei! Wie verlohnte sich's nun noch der Mühe darüber zu sprechen und zu schreiben! Otto hatte ja nun gethan, was er sollte, was jeder ehrenwerthe Mann an seiner Stelle thun mußte; er war ja nun da, wo er sein sollte und sein mußte! Mir schien nun Alles so vorbei zu sein, das mir bisweilen die ganze spätere Zeit wie ein dunkler Traum vorkam.

Ich hatte nach und nach mehrere Kleinigkeiten von Otto erhalten. Diese begann ich nun zu ordnen und zu betrachten, wie die nachgelassenen Sachen eines Todten. Ich hätte gern sogleich an Edward geschrieben, denn es beunruhigte mich, daß er mein Schweigen für eine Bejahung ansehen würde; aber ich wagte, ich vermochte es nicht. Ich hatte zu nichts Kräfte. Sie waren mir alle vergangen. Ich wollte an Dich schreiben, gute Großmutter; aber ich kam

nie weiter, als bis zu den Worten, die Du auch erhalten hast, nämlich: „Gute Großmutter! nun bin ich wieder gesund, aber so matt, daß ich noch nicht im Stande bin zu schreiben!“ — So war es auch; aber die Kräfte, die mir entschwunden waren, waren die des Geistes; körperlich war ich vollkommen gesund. Die Ereignisse der letzten Zeit hatten sich so schwer über mein Gemüth gelegt, daß es ganz niedergedrückt war. Es hatte nicht mehr das Elastische und Biegsame, was jedem Gegenstande nachgiebt und sich dann aus eigener Kraft wieder erhebt und aufrichtet. Nun war es ganz zu Boden gedrückt; die letzten Ereignisse d. G. Edwards Brief und Melidas Besuch verschwanden in ein gewisses nebelhaftes Dunkel und der Eindruck, den sie auf mich gemacht hatten, wich gänzlich der ältern tiefern Erinnerung. Nun, da die Zeit vorüber war, durchlebte ich in der Erinnerung jede Stunde unserer — Otto's und meiner — schönsten und süßesten Lebens-tage noch einmal. Ich sprach im Geiste mit ihm wie damals; eine Locke von seinem Haar, die ich ihm einmal in einer frohen, glücklichen, scherz-

haften Stunde, mitten von der Stirn weggeschnitten hatte, küßte ich tausendmal. Ich sprach tausend süße Worte zu seinem Bilde, daß er mir von dem französischen Künstler Beaudiot während dessen Aufenthalts in Stockholm in schwarzer Kreide hatte zeichnen lassen. Ich versenkte mich so sehr in diese Erinnerungen, daß ich zuweilen ganz vergaß, daß Alles vorüber war, daß wir, die wir eben noch so glücklich gewesen, nun für ewig getrennt waren, und daß Otto fortgereist war! Jetzt verzieh ich ihm Alles. Ich bereute bitter und unsäglich, daß ich ihm auch nicht ein einziges Liebeswort auf die lange Reise durchs Leben mitgegeben hatte. Ich würde mein Leben darum gegeben haben, wenn es mir noch möglich gewesen wäre, nur einmal, nur ein einziges Mal Abschied von ihm zu nehmen.

— „So sehr haben wir doch nicht gefehlt, daß wir einander nicht einmal Lebewohl sagen dürften,“ — sprach ich zu mir selbst und verdammte auf diese Weise meine Festigkeit und meine unbeugsame Entschlossenheit, der ich nun, um ihren Werth zu verkleinern, den Namen

Unwillen, Neid und anderer ähnlichen Gefühle gab, die nie in mein Inneres gekommen waren. Ich weinte unsäglich diesen langen, schmerzlichen Abend hindurch und fühlte zum ersten Male, was wahrer Schmerz und Kummer heißt; — denn so lange Otto noch hier war, so lange ich jeden Augenblick Gelegenheit hatte, ihn zu sehen, ihn wie früher wieder zu meinen Füßen zu sehen und unser Schicksal selbst zu bestimmen, so lange fühlte ich zwar tiefen Schmerz und peinliche Gemüthsbewegung, aber doch nicht diesen stummen, stillen, leidenden Kummer, für den es keinen Trost weiter gab, als die Zeit und — wenn auch die Zeit unwirksam sein sollte — den Tod!

In dieser Stimmung wollte ich endlich schlafen gehen. Todessehnen herrschte im ganzen Hause. Weder Otto noch einer von seinen Bedienten stiegen wie sonst die Treppen auf und nieder. Ich sah Minna, die während der letzten Nächte oben bei mir geschlafen hatte, sich wieder hinunter zu den andern weiblichen Domestiken zu betten, da ich wieder ganz gesund war. Sie entfernte sich und ließ mich nun ganz

allein mit meinem verzehrenden Kummer. Es war mir erleichternd, laut davon zu sprechen. Ich sprach zu Otto, zu der unendlich glücklichen Malwina, zu Dir, liebe, gute Großmutter, zu Edward, zu Melida, ja, auch zu Paulinen, zur Tante und zum Onkel. Dadurch wurde ich wunderbar erregt und gereizt. Ich war in einem wundersamen, exaltirten, vielleicht auch etwas fieberhaften Zustande, denn ich erinnere mich, daß meine Wangen glühten, und daß ich schnell und heftig im Zimmer auf- und niederging, ohne nur im entferntesten an Schlaf zu denken. Die Glocke schlug eilf, sie schlug zwölf Uhr. Ich hatte gehört, wie der Wagen mit dem Onkel und der Tante am Hause vorgefahren war, wie sie Beide die Treppe hinaufgestiegen waren und wie dann Alles wieder still geworden war. Ich hörte dieß Alles, ohne nur einen Augenblick daran zu denken. Ich schien mir allein und einsam in der Welt zu stehen, von allen Andern bereits getrennt, über Alle geistig und körperlich schon hoch erhoben. Meine hohe Wohnung und das Schweigen und die düstere Einsamkeit, welche darin herrschten, nährten diese Einbil-

ding und ich schwindelte fast, wenn ich meine Gedanken zu den Menschen hinunter auf die Erde schweifen ließ. Als ich später über diese Stimmung nachdachte, kam mir's vor, als ob ich in Fieberphantasieen gelegen hätte. Unterdessen schlug die Glocke ein.

„So!“ — sprach ich dann, — „so bin ich also in einen neuen Tag, in einen neuen Zeitraum übergetreten. Der Tag ist nun vorüber, wo ich zum letzten Male die geringste Berührung mit meinem Otto hatte, den letzten Ton, das letzte Lebewohl von ihm gehört habe. Aber ich muß ihn noch einmal im Leben sehen, noch einmal ehe ich sterbe. Und wenn ich gehen sollte, so weit mich meine Füße tragen, ich muß ihn noch einmal sehen, aber ohne daß er mich sieht, mich Unglückliche, die er verschmäht hat! Ich möchte mich selbst nicht sehen! Ich muß entsetzlich aussehen!“ —

Fassunglos warf ich mich nieder auf mein Bett. Ich hatte so viel geweint, daß mir's vor den Ohren sauste, daß ich lange Zeit hindurch gar nichts hörte. Endlich drang ein Geräusch zu meinen Ohren, als ob Jemand mit

den Händen an meiner Thür tastete. Mein erstes Gefühl dabei war eine entsetzliche Angst und Furcht, ein Gefühl, das ich früher — wenigstens hier — nie gekannt hatte, denn meine Nachbarschaft hatte alle Furcht in mir unterdrückt. Aber jetzt war ich so allein im ganzen Stock; denn die Etage war in zwei Abtheilungen getheilt, deren jede ihre eigne Treppe hatte und deren eine nur von mir und Otto bewohnt wurde. Das Herz schlug mir furchtbar und ich hörte meinen eignen Puls in den Schläfen schlagen. Ich wagte nicht zu athmen. Ich hörte deutlich Jemanden mit der Hand nach der Thürklinke suchen. Ich hielt den Suchenden für einen Dieb und meine ganze Hoffnung beruhte auf der Gewißheit, daß Minna stets die Thür verschloß und den Schlüssel mit sich nahm. Aber in meiner aufgeregten Phantasie spukten Gedanken an Dietriche, Nachschlüssel und dergleichen und ich würde laut nach Hülfe gerufen haben, wenn ich es vermocht hätte, als endlich die Thür leise aufging! — Es dunkelte vor meinen Augen und die Sinne vergingen mir. Aber als ich wieder zu mir kam! — Da

saß ich an Otto's Brust gelehnt, fühlte den Schlag seines Herzens, fühlte seinen Arm, der mich fest an dieses Herz drückte, fühlte mich selig und glücklich und zufrieden, hatte die ganze Welt, Erde, Menschen, Leben, Alles, Alles vergessen, dachte nur an Otto, träumte mich in einen Himmel, hoch, viele tausend Ellen hoch über der Erde, wo bloß Otto und ich uns befanden. Ich schloß die Augen wieder und schmiegte mich fester an das Herz, welches für mich — das Weltall war. Wir schwiegen Beide. Kein Wort, kein Laut störte diesen seligen, Alles ausgleichenden, Alles versüßenden Augenblick. Eine halbe Stunde oder eine noch längere Zeit verging in diesem stummen Zustand von Seligkeit. Keines von uns Beiden fühlte Verlangen, dieses himmlische Schweigen zu brechen. Es war, als hätten unsere müden, von Kummer und Leiden ermatteten Herzen in dieser Umarmung endlich Ruhe gefunden.

Liebe Großmutter, ich weiß recht gut, daß dieß unrecht gethan war, ich weiß recht gut, daß mich Manche deshalb verdammten werden und zwar nicht bloß um der Sache selbst,

sondern auch um der Erinnerung an diese süße, hinreißende, durch keine Reue getrübe, für unsere gebeugten und leidenden Herzen so selige und heilende Stunde willen. Ich habe schon oft an diese Stunde zurückgedacht und habe versucht, mir darüber Rechenschaft zu geben, ob sie ein Unrecht, eine Sünde, ein Verbrechen war; — unbegreiflich genug — mein Gewissen will mich nie deshalb anklagen. Es schweigt und bleibt ruhig. Es flüstert nur etwas von Nachsicht und sanftem Schließen seiner scharfen Augen, wenn es im Grunde des Herzens nur reine, spiegelklare Gedanken, Wünsche und Hoffnungen gewahrt. Und so sind und waren sie auch! — Einige Male schwebte mir wohl der quälende Gedanke durch den Sinn, daß es — Malwina's Verlobter war, an den ich mein schweres Haupt, mein müdes Herz lehnte; aber Malwinas Bild stand nicht drohend und zornig vor mir, sondern schien zu sagen: „Du gabst mir ja so viel; Du entsagst ja Allem für mich; ich will Dir doch Etwas gönnen!“

Fassst Du, liebe Großmutter, diese leiden:

den, süßen, unschuldigen Gefühle, die uns erfüllten, — mich wenigstens, und ich wage auch für meinen Otto zu antworten, denn er, der stürmische, wilde, nie zufriedene Otto, er war jetzt still und sanft wie ein Lamm. Sein Haupt lag gegen meine Achsel gelehnt, seine Augen waren geschlossen und nur an der leisen Bewegung, mit der er mich bisweilen fester an sein Herz drückte, fühlte ich, daß er wach war; denn daß er lebte, verrieth sein hochschlagendes Herz.

Leise und nur allmählig entzog ich mich seinen Armen. Wir saßen lange und sahen einander in die Augen, ohne daß nur ein einziges Wort über unsere Lippen ging.

„Ich bin so krank gewesen!“ — stammelte ich endlich.

„Ich habe Höllenqualen gelitten!“ — erwiderte Otto. — „Aber nun ist alles wieder gut. Vergieb mir meine Drohung, theure Ottilie; es war Wahnsinn von mir!“ —

„Ich habe sie schon längst vergessen.“ —

„Ich auch, und alles Andere, was dahin gehört. Ich bin bloß Dein, nur Dein!“ —

„Ja, jetzt!“ —

„Nein, auf ewig!“ —

„Hast Du etwa? — doch nein, das hast Du nicht gethan!“ —

„Was denn?“ —

„Geschrieben an“ — —

„An Sie?“ —

„Ach nein!“ — sprach ich — „meine Frage war albern und unverständlich. Denk nicht mehr daran!“ —

„Denkst Du, ich verstehe Dich nicht?“ — erwiderte Otto. — „Nein, Ottilie, ich habe an Niemanden geschrieben! Das kann ich nicht. Und wenn ich einen ganzen Band voll schriebe, sie würden es doch nicht fassen. Aber ich habe etwas gethan, was noch besser ist. Sieh hier,“ — sprach er, zog sein Taschenbuch heraus und öffnete es — „sieh, hier ist eine wohlversehene Reisekasse in guten Wechselln auf Hamburg. Alle meine Angelegenheiten habe ich heute in Ordnung gebracht. In aller Stille habe ich um ein Jahr Urlaub zu einer Reise ins Ausland nachgesucht und, sobald ich denselben erhalten habe, dann, Ottilie! — dann sei gesund,

dann sei bereit!" — setzte er hinzu; und seine Augen blitzten und, seine Lippen zitterten von einer Art wilder Freude, und von Neuem wollte er mich an sein Herz drücken. Aber schnell entwand ich mich ihm, warf mich auf die Knie und brachte dem Himmel meinen Dank dafür, daß mein einziger, mein größter irdischer Wunsch erfüllt worden war: daß Otto meinetwegen Alles aufopfern, Alles verlassen wollte, Ehre, Glück, Freunde, Vaterland, Alles, Alles! — Dann stand ich hastig auf, ging zu Otto hin, der schweigend und erstaunt da stand, und sprach: „Und nun, Otto, nachdem ich die Höhe aller meiner Wünsche erreicht habe, nun bleibt mir noch eins zu thun übrig und dieß soll nun auch geschehen: Dir auf ewig zu entsagen! — Das schwöre ich Dir hier, zu dieser Stunde!" —

Alles dieß ging so schnell, daß Otto nicht zur Besinnung kommen konnte. Nun fing er an, mich zu bitten, mir Vorstellungen zu machen. Er hatte sich schon so an den Gedanken unserer Flucht gewöhnt, daß dieselbe in seiner Phantasie auch mit ihren Details die schönsten, lockendsten, angenehmsten Farben angenommen

hatte. Diese wollte er nun auch auf mich überfließen lassen. Aber ich hatte mit einem Male meine ganze Kraft wieder erhalten und mit unverhüllten Worten, mit der vollsten Sprache der Wahrheit bewies ich ihm, daß für uns kein Glück aus einem solchen Unternehmen erwachsen könnte, und daß wir früher oder später einander als dasjenige anklagen würden, welches das andere zu diesem wahnsinnigen Schritt verlockt hätte. „Nein!“ — sprach ich zuletzt — „wir wollen nicht fliehen; aber dann mögen sie auch sagen, denken, urtheilen, verwerfen, so viel und so sehr sie wollen, — Deine Freundin, Otto, will ich bleiben, Deine Freundin im Leben und im Tode! Aber Du darfst meinetwegen nicht Deinen ganzen schönen Lebensweg zerstören, und wenn Du künftig einmal auf der Höhe des Glücks und der Ehre stehst, die Du erreichen kannst, dann, Otto, erinnere Dich Deiner Ottilie, die Dich allen demjenigen zurückgegeben hat, für das Du bestimmt warst! Und dann wirst Du meiner mit tausendmal größerer Liebe gedenken, als wenn ich Dich aus dem schönen, freundlichen Leben, in dem Du jetzt schwebst

wie der Adler im Aether, in das dunkle, stille Grab der Unthätigkeit und Unbemerkttheit, in welchem uns nichts, als Töne der Verachtung und des Hohns der Welt erreichen würden, hinabgezogen hätte. Nein, mein Otto! Du sollst den Weg gehen, den Dir das Schicksal vorgezeichnet hat, und ich will Dich dahin leiten, Dich darauf stützen; und dazu habe ich Kraft, weil ich Dich, Deine Ehre und Dein Glück tausendmal mehr, als mich selbst, liebe!" —

„Ottilie!" — rief Otto und warf sich zu meinen Füßen. „Wie kannst Du fordern, daß ich Dich verlassen, Dir entsagen soll, in demselben Augenblicke, wo ich sehe, daß Du ein Engel, daß Du das herrlichste Weib bist, welches das Schicksal jemals auf meinen Lebensweg gebracht hat! — Nein, das fordere nicht! — Ich bleibe fest, felsenfest bei meinem Entschlusse; aber ich will Dir Bedenkzeit lassen, damit Du Dich mit dem Gedanken an dieses gewagte Unternehmen vertraut machen kannst. Wir wollen jetzt nicht weiter darüber sprechen. Nach einigen Tagen wirst Du nicht mehr so

denken, nicht mehr so sprechen. Du kannst es nicht, denn Du liebst mich ja, jetzt aber leitet der Enthusiasmus, nicht die Liebe, Deine Sprache. Sieh mich an, Ottilie! Willst Du, daß eine Andere Dir Deinen Otto rauben, eine Andere ihn an ihr Herz drücken und ihn den ihrigen nennen soll? — Sieh mich an, meine Ottilie! Solltest Du diesen Anblick, diesen ewig quälenden Gedanken aushalten können?“ —

„O Gott, Du prüfst mich hart!“ — rief ich und verbarg das Gesicht in meinen Händen. Wir schwiegen lange. Ohne unsern Vorsatz mit Worten auszudrücken, schienen wir doch Beide den Entschluß gefaßt zu haben, einige Tage vergehen zu lassen, bevor wir etwas beschlössen. Unser vertrauliches, inniges Verhältniß war indessen wieder hergestellt und Hand in Hand und ziemlich ruhig setzten wir uns nieder, um ohne Rückenhalt über Alles, was uns betraf, zu sprechen. Nur Alles, was Marien betraf, wurde mit keinem Worte von uns berührt. Dieß war eine Angelegenheit, deren er mich für völlig unfündig hielt und, da ich überzeugt war, daß er ihr alle Unterstützung gewährt hatte, die sie

bedurfte, so nahm ich mich wohl in Acht, mit einem Worte zu verrathen, daß ich etwas davon wußte. Außerdem sprachen wir aber über Alles. Wir waren ein Herz und eine Seele. Es war uns unmöglich, Etwas für einander geheim zu halten. Ohne alle Zurückhaltung sprach ich von dem Besuche Melidens und von Allem, was dabei vorgefallen war; eben so über Edward und seinen Brief. Otto wollte den letztern durchaus sehen; er bat, er drang in mich. Ich wußte, daß dieß unrecht von mir war, ich wußte, daß Aeußerungen über ihn und über seine Eltern darin standen, die ihn schmerzen und verletzen mußten, ich wußte dieß Alles mehr als zu gut und weigerte mich deshalb, ihm den Brief zu zeigen. Als aber Otto, bleich vor Unruhe und Verdruß, endlich meine beharrliche Weigerung anfang miszudeuten, da gab ich ihm schweigend den Brief hin.

„Er ist sehr hart, bitter und ungerecht in seinen Urtheilen, der Herr Baron von H\*\*.“ — sagte Otto mit einem Ton der Erbitterung, nachdem er Edwards Brief gelesen hatte. Aber nun fingen wir an ruhig darüber zu sprechen

Und Otto war unbefangen und unpartheilich genug, endlich zuzugeben, daß Edward doch in den meisten seiner Aeußerungen nicht so sehr unrecht hatte.

„Nun wollen wir einmal sehen,“ — sprach er mit einem etwas sarkastischen Lächeln — „wie weit des Herrn von H\*\* Philosophie, Selbstbeherrschung, Entsagungs- und Aufopferungseifer gehen wird; denn wenn ich nun mit einem Male alle meine Fesseln zerreiße und Dich entführe, so werden wir wohl sehen, in wie weit er es billigen und wodurch er es befördern wird. Das lüftet mich wirklich zu sehen!“ —

Schüchtern und halblaut erwiederte ich, daß ich nicht glaubte, daß dieß Edwards eigentliche Meinung gewesen sei.

„Und was denn sonst?“ — fragte Otto. —

„Er meinte wohl,“ sprach ich etwas stammelnd und zögernd — „wenn Du, ohne zu reisen, — — so thöricht wärst, Dich loszureißen und dann“ — —

Ich konnte nichts weiter sagen.

Otto sah lange gedankenvoll und düstere vor sich hin, dann sprach er:

„Wir wollen nicht weiter darüber sprechen; selten oder nie weiß ein Mensch, was dem Andern möglich ist oder nicht.“ —

Und nun begannen wir wieder über uns — während der letztverflossenen zehn Tage — und über unsere kleinen Angelegenheiten zu sprechen. Otto machte mir eine Beschreibung von Malwinen. Er rühmte sie sehr; aber selbst in diesem Rühmen lag etwas so laues, so Gleichgültiges, daß ich zu glauben begann, Otto würde ein wahres Glück in einer Verbindung mit diesem Mädchen finden können. Ein Wort gab Veranlassung zu dem andern und endlich sprach Otto:

„Aufrichtigkeit und volles Vertrauen muß auf gleiche Weise erwidert werden. Sieh hier, willst Du einen Brief von Malwinen lesen? — Du wirst dann sehen, ob ich recht habe, wenn ich sage, daß schon in diesem Briefe ein Gegengift gegen alle Liebe liegt? — Ich weiß zwar nicht recht, worin es eigentlich liegt; aber ich fühle doch, daß es darin liegt!“ —

Durch ein sonderbares, unerklärliches Gefühl, das jedoch keineswegs Neugierde war, angetrieben, nahm ich mechanisch den Brief. Er erregte eine merkwürdige Unbehaglichkeit in mir, abgesehen auch von dem Umstande, daß er von einer Person kam, die ein weit größeres Recht auf Otto hatte, als ich. Der Brief war auf großes, gestreiftes, dickes Belinpapier, beinahe solches, wie man nur zum Zeichnen braucht, geschrieben und in vier Theile gebrochen, deren jeder ein ungewöhnlich großes Viereck bildete. Oben begann derselbe mit einem sehr accurat und zierlich geschriebenen Datum, dem man deutlich die Mühe ansah, mit der es geschrieben worden war. Hierauf kam ein: „Mein bester Otto!“ — dann ein Zwischenraum von einigen Zollen. Dann endlich fing der Brief selbst an; da er aber mit ungewöhnlicher großer und steifer Handschrift geschrieben war und zwischen jeder Zeile anderthalben Zoll Zwischenraum ließ, so enthielt er so viel wie nichts, ungeachtet er auf allen vier Seiten vollgeschrieben war. Es fand sich kein einziger orthographischer Fehler darin; zwar gab es einige Worte, deren Schreib-

art von der gewöhnlichen abwich, doch sah man sehr deutlich, daß diese Abweichung sich nicht durch Unkenntniß oder Nachlässigkeit eingeschlichen hatten, sondern einer gewissen Caprice der Schreiberin ihr Dasein verdankten. Ich habe dergleichen immer für einen Beweis von Starrsinnigkeit und beschränkter Denkweise gehalten; mir kommt es auch vor, als ob Du einmal dieselbe oder eine ähnliche Bemerkung gegen mich gemacht hättest. Unter dem Briefe stand mit den geschmücktesten Buchstaben, die man nur sehen kann, der voll ausgeschriebene Name der Brieffstellerin und unter diesem ein Postscriptum des Inhaltes: „Papa und Mama lassen vielmals grüßen!“ —

Der ganze Brief, wie bescheiden er auch klang, würde unter andern Umständen wahrscheinlich mein herzlichstes Lachen erregt haben; so aber verletzte er mich. Otto sah mich scharf an, während ich dieses große Placat, das eine wahre Last in den Händen war, durchlas. Ich versuchte zwar meine bald erröthenden, bald erbleichenden Wangen zu verbergen, aber Otto saß mir so nahe, daß er jede Veränderung mei-

nes Gesicht's gewahrte. Als ich den Brief durchgelesen hatte, legte ich ihn langsam und sorgfältig wieder in seine Brüche, steckte ihn ordentlich ins Couvert und gab ihn so Otto'n schweigend hin. Otto nahm ihn, warf einen langen, düstern, sonderbaren Blick darauf, legte ihn auf die Seite und sprach:

„O ja, etwas besser, als dieser Brief, ist sie doch!“ —

„O, das ist ja recht gut!“ — erwiderte ich. — „Denn im Briefe finde ich nicht das Mindeste Schlechte oder Ueble.“ —

„Ja, das weiß Gott!“ — rief Otto. — „Man findet — gar nichts darin!“ —

Liebe Großmutter! Wie oft habe ich Deine Nachsicht im Laufe dieser Mittheilungen angerufen, und nicht weniger oft während dieser langen Nacht, die wir beinahe ganz zusammen durchwachten! Aber was wirst Du von Deiner armen Ottilie, von ihrem schrecklichen grenzenlosen Leichtsinne denken, wenn sie Dir bekennet, daß sie, ungeachtet aller ihrer Leiden, aller ihrer Kummernisse, aller dieser Vorgänge in ein unwiderstehliches Lachen ausbrach, als Otto

mit einem schmerzlichen Zucken der Oberlippe diese letzten Worte sprach! — Dieß steckte Otto'n an und wir selbst erstaunten über unser kindisches Wesen, über unsern Leichtsinm und über unsere unverzeihliche Lachlust, lachten aber demungeachtet.

„Nun, was thut es auch, daß wir ein bißchen lachen? — Wir bedürfen dessen recht sehr“ — sprach Otto. — „Sie ist übrigens todt für mich und ich für sie. Sie wird mich auch bald vergessen, so wie ich sie schon längst vergessen habe. Bei ihrem großen Vermögen wird sie bald einen andern Bräutigam finden, und ich — ich habe die Perle schon gefunden, die das Schicksal einzig für mich bestimmt hat. —

Nun wollte er mich wieder in seine Arme schließen; allein ich entzog mich ihm scherzend, bat ihn, artig und bescheiden zu sein, und ersuchte ihn vor allen Dingen, mich nun zu verlassen und sich still und ruhig schlafen zu legen, damit die fremden Bewohner des Hauses nicht Veranlassung erhielten, Anekdoten über uns zu verbreiten. Zuletzt vermochte ich ihn, mir bei seiner Ehre zu versprechen, daß er —

ohne von mir dazu besondere Erlaubniß erhalten zu haben — mein Zimmer nicht wieder betreten wollte, wenn auch Minna noch einmal zuzuschließen und den Schlüssel an sich zu nehmen vergessen sollte, und wir kamen gegenseitig überein, daß wir nie wieder die trügerischen und wunderbar verlockenden Stunden der Nacht auf diese Weise benutzen wollten.

„Gute Nacht, mein Otto!“ — „Gute Nacht, meine Ottilie!“ — riefen wir uns endlich einander zu, und einige Minuten darauf schiefen wir wahrscheinlich Beide, wenigstens ich; denn ich war so ermattet an Körper und Geist und fühlte eine so süße sanfte Ruhe, daß mi'rs unmöglich fiel, nur einen einzigen geordneten Gedanken zu fassen. Ich schlummerte sogleich ein und erwachte nicht eher, als bis die Märzsonne hoch am Himmel stand.

Wie anders, wie verwandelt kam mir nun Alles vor! Allerdings hatte ich Otto'n entsagt und zwar aus wahrer, voller Ueberzeugung; aber Otto hatte mir doch Alles, Alles opfern wollen und darinnen lag eine ganze Welt voll Glück — ein Glück, das ich für hinreichend

für ein ganzes, langes Leben hielt. Doch, liebe Großmutter, ich will Dir nichts verhehlen, ich will mich nicht besser machen, als ich wirklich bin, mich nicht für eine größere Heldin ausgeben, als ich wirklich war. Wohl also, warum soll ich läugnen, daß dem Innersten meines Herzens eine kleine, zarte, lichtgrüne Knospe entkeimte, die mich sanft anlächelte und — Hoffnung hieß! — Warum sollte ich dieß denn läugnen?

Am Morgen fühlte ich mich fast völlig gesund und nahm mir vor, hinunter zu gehen. Bei genauerem Nachdenken entschloß ich mich jedoch anders und nachdem ich zum ersten Male seit langer Zeit ein wenig, aber mit trefflichem Geschmacke, gegessen hatte, bereitete ich mich, meiner Uebereinkunft mit Otto völlig Genüge zu leisten, dem ich ausdrücklich versprochen hatte, sogleich an Edward zu schreiben, damit ich eine Antwort für ihn bereit hätte, wann Melida wieder kommen würde.

Willst Du den Inhalt dieses Briefs wissen, so will ich Dir ihn mittheilen, denn ich habe eine Abschrift davon behalten, um sie Otto

zeigen zu können. Die Kälte und Gleichgültigkeit gegen den edeln Edward, die sich in dieser Antwort auf sein, aus einem innigen, reinen Herzen hervorgegangnes Schreiben aussprach, wird Dir nicht gefallen. Aber, gute Großmutter, es war, als ob mir Alles, was ich während dieser Zeit vornahm, nur von meiner wahnsinnigen, heftigen Liebe dictirt würde, die mich taub, blind und gefühllos gegen alles Andere machte.

Mein Brief an Edward von S\*\*!

„Der Herr Baron von S\*\* selbst haben geäußert, daß Sie mein Schweigen für ein Verjahren annehmen würden. Ich muß daher die Feder ergreifen, mag auch die Hand zittern und das Gemüth niedergedrückt sein nach einer so schweren Krankheit. Aber ich würde mich selbst verabscheuen, wenn ich den edeln Edward von S\*\* auch nur einen Augenblick lang in Ungewissheit lassen sollte, nachdem ich den festen Entschluß gefaßt habe, daß Hand und Herz bei mir nie getrennt werden sollen, wenn auch

das Herz in einer Nonnenzelle sich verzehren  
 und die Hand nie die eines Mannes drücken  
 sollte. Nein, würdiger H\*\*, in einer Ver-  
 bindung zwischen uns würde weder für den ei-  
 nen, noch für den andern Theil Glück zu fin-  
 den sein. Ich habe zwar nur wenig Erfahrung,  
 aber diese sagt mir doch, daß ich des edeln  
 H\*\* unwürdig wäre, wenn ich seinem Wun-  
 sche gehorchte, und daß er ein tausendmal bes-  
 seres Schicksal verdient, als das, eine Gattin  
 zu empfangen, die ihre Verbindung mit ihm  
 nicht für ihr größtes, irdisches Glück ansieht.  
 Und Baron H\*\* muß eine Gattin finden, die  
 in ihm, in ihm allein ihr ganzes Glück sucht!  
 — Es giebt nicht so viele Undankbare, so viele  
 Unbesonnene und um ihr eignes Wohl Unbes-  
 kümmerte, als Ottilie ist, und vielleicht wird  
 einst die Zeit kommen, wo sie ihre Blindheit  
 und ihren fest und unwiderruflich gefaßten Ent-  
 schluß bereut. Aber Ihrer Freundschaft, Ed-  
 ward, mag ich niemals entsagen. Durch mein  
 ganzes Leben hindurch wünsche ich derselben  
 theilhaft zu sein und bitte Gott, daß er mich  
 derselben würdig machen möge, wenn ich auch

Ihrer Liebe nicht würdig bin. Letztere möge nun für uns gestorben sein; aber unsere Freundschaft möge dagegen feste Wurzeln schlagen und blühen und Früchte der Zuneigung und des Vertrauens tragen!

Zürnen Sie mir nicht, werthester Edward, um dieser kurzen fast einfältigen Erwiederung willen, sondern denken Sie sanft, mild und freundschaftlich an

Ottilie \*\*\*."

\* \* \*

Das war ja ein herrlicher Brief, liebe Großmutter! Wort für Wort, so mag er wohl schon viele Male von einem jungen Mädchen geschrieben worden sein, zu deren Füßen ein guter, edler und recht denkender Mann sein ganzes, vortreffliches Herz niedergelegt hat, welches sie, von blinder, maasß- und sinnloser Liebe zu einem Andern eingenommen, nicht sieht und nicht bemerkt und nichts anderes damit vorzunehmen weiß, als es mit einer großen weitläufigen

Umhüllung von reiner, inniger Freundschaft wieder zurückzuschicken.

Freundschaft zu den Füßen, Freundschaft zum Ueberzug und Freundschaft selbst auf dem untersten Grunde.

Aber glaube nicht, daß Deine Ottilie so niedrig und unedel gewesen wäre, den schmeichelhaften Antrag Edwards zu verachten! Nein, im Gegentheil! Sie legte einen weit höhern Werth darauf, als ihre Worte zu erkennen gaben, und es gab oft Augenblicke, wo sie manche schöne Eigenschaft von Edward hätte nehmen mögen, um ihren Otto damit zu schmücken: — gewiß ein deutlicher Beweis, daß sie Edward keineswegs aus einem unrechten oder schiefen Gesichtspunkte betrachtete, wenn sie sich auch außer Stand fühlte, seinen Wünschen nachzukommen.

Als ich aber diesen Brief an Edward H\*\* geschrieben hatte, war mir's, als ob meine Hand erlahmte und meine Gedanken entschliessen. Ich hatte Lust, nichts weiter zu sagen, als: — „Ich mag Edward nicht haben, weil ich Otto liebe;“ — diese einfache Antwort aber in eine

Menge schöner Worte und Phrasen einzuhüllen, war mir um so unerträglicher, je fester ich entschlossen war, Otto's Namen dabei mit keinem Athemzuge zu erwähnen, und zwar aus mehreren Gründen, unter denen sich auch der befand, daß ich dieß Otto'n versprochen hatte.

Im Laufe des Vormittags kam Melida. Wir waren Beide lange stumm und in uns selbst gekehrt. Endlich nahm ich meinen Brief an Edward heraus und übergab ihr denselben schweigend.

„Du schlägst sein Anerbieten aus,“ — sprach sie; — ich sehe Dir's an, ich fühle es an der Leichtigkeit des Briefs, ich schliesse es aus der Eile, womit Du sein Schreiben beantwortet hast.“ —

„Ja, Melida,“ — erwiderte ich mit gesenkten Blicken — „Du hast recht gerathen.“ —

„Ich konnte es wohl denken!“ — erwiderte sie und eine lange Pause entstand.

„Du siehst so ernst aus,“ sprach ich endlich. — „Du tadeltst mich gewiß darüber?“ —

„Im Gegentheil, liebe Otilie! Deshalb table ich Dich nicht. Hat auch das Weib kein

Recht, zu suchen, so hat sie doch ein desto größeres Recht, zu verweigern und muß dieß auch zuweilen. Wenn Du aber Deine Hoffnungen auf Sand baust, wenn Du das Eis betriffst, das unter Deinen Füßen wegschmilzt, dann tadle ich Dich, denn jetzt weißt Du, wie der Grund beschaffen ist, auf welchem Du den Tempel Deines Glücks errichten willst." —

„O Melida!“ — rief ich und fiel ihr weinend um den Hals. — „Der Grund ist fest und gut! Jetzt, jetzt weiß ich es. Und wenn der Tempel meines Glücks seine hohen Zinnen nicht in der Sonne spiegeln, wenn er in Trümmern stürzen oder vielleicht gar nicht aufgebaut wird, so ist es einzig und allein mein Fehler! Mein und keines Andern Fehler.“ —

„Du hast ihn gesehen!“ sprach Melida hastig. —

Ich schwieg.

„Nimm Dich in Acht, Ottilie! Du spielst ein gewagtes Spiel! Du baust auf das Glück, auf Dich, auf ihn, und doch sind dieß drei so wandelbare Dinge!“ —

„Melida, Du traust ihm sehr viel Schlechtes zu!“ —

„Im Gegentheil, Ottilie! Ich habe ihm zu viel Gutes zugetraut; aber jetzt weiß ich ziemlich, was ich von ihm halten soll!“ —

„Nun, was denn, Melida? — Sprich, ich bitte Dich, ich beschwöre Dich!“ —

„Er gehört unter die zahlreiche, unendlich zahlreiche Klasse derer, die das Gute, das Rechte wollen, die aber oft — ich will nicht sagen, meistens — das Gegentheil thun und sich von dem Augenblicke, von den Umständen und vor Allem von der Leidenschaft, von der sie zuletzt ergriffen sind, hinreißen lassen.“ —

Wir wurden jetzt durch einen Besuch der Tante gestört und — wenn ich die Wahrheit sagen soll — so war ich nicht unzufrieden darüber. Otto'n kannte ich selbst am besten. Otto und meine Liebe waren mir übrigens genug. Alles Andere war mir gleichgültig und unbedeutend.

Die Tante war äußerst gnädig und fand mich — wie sie sagte — wieder ganz gesund, äußerte den Wunsch, daß ich zum Abend, wo

eine kleine Gesellschaft ausgewählter Freunde sans prétention (einige dreißig Personen) eingeladen wäre, herunter kommen möchte, und versicherte mir, daß sie sich während meiner Krankheit unendlich nach mir gesehnt hätte. Es schmerzte mich sehr, wenn ich daran dachte, daß Melida dieß Alles für bloßes Geschwätz hielt. Es ist nicht genug, daß man um seiner selbst willen geliebt sein will, man will auch die Zufriedenstellung haben, daß es Andere wissen und glauben sollen. Uebrigens, diese Frau war ja Otto's Mutter! Schon dieser einzige Umstand gab ihr in meinen Augen einen Werth, den ihr nichts nehmen konnte, und noch hatte ich die Hoffnung nicht aufgegeben, daß sie einst, früher oder später, mich einer andern Stellung würdig finden sollte, als derjenigen, welche ich jetzt in ihrem Salon oder in ihrem Gefolge einnahm.

Gern versprach ich ihren Wunsch zu erfüllen und heute Abend herunterzukommen und, als sie mich bat, ein einfaches, warmes Kleid anzuziehen und auf den kalten Treppen einen

Mantel umzunehmen, warf ich einen fröhlichen triumphirenden Seitenblick auf Meliden, der ungefähr sagen sollte: — „Sieh, wie gut sie ist! — Siehst Du, wie sehr sie auf mich hält!“ —

Melida verzog leise und mitleidig den Mund, machte sich zum Fortgehen bereit und mit den Worten: — „Wir treffen uns also heute Abend im Salon, denn die Gräfin ist so gütig gewesen“ u. s. w. — entfernte sie sich. Die Tänze blieb noch eine Weile zurück und erzählte mir eine Menge Neuigkeiten, unter andern, daß Frau von Stael ihre „Reflexions sur la Suicide“ herausgegeben und dem Kronprinzen dedicirt hätte, daß sie allgemein sehr charmant gefunden würden, daß eine gewisse Madame Schütz in Stockholm angekommen sei und mimische Darstellungen geben würde, deren erste schon für morgen im Ritterhause angekündigt wäre, und die ich partout sehen mußte und dergleichen mehr.

„Alle solche Dinge,“ — sagte sie — „muß man sehen und hören, wenn man nicht in der Gesellschaft stumm dastehen und nicht mehr als

eine Raçe wissen will, de quoi il est question. Sie erzählte mir auch Mehres von Bernhard Rombergs Concert, daß er auf einem Tische gefessen, „charmant“ gespielt und Alle entzückt hätte, die nicht vor Hitze und Enge ohnmächtig geworden wären. Ferner vertraute sie mir — mit der Bitte jedoch, Tante Paulinen nichts davon zu sagen — daß Frau von Stael sich nicht sehr fein gegen die Königin benommen, sondern gegen dieselbe ihre Ueberlegenheit, wie gegen andere Damen, gezeigt hätte, daß man sie heimlich vermählt mit Mr. Rocca glaubte, was doch „zu entsetzlich“ sei u. s. w. Endlich sprach sie davon, wie unterhaltend Pauline sei, wie langweilig ihr dagegen Melida vorkäme, wie Emilie mit jedem Tage unangenehmer würde, wie Edward von H\*\* recht angenehm sei, aber mit der Zeit gewiß ein recht eifersüchtiger und mißtrauischer Mann werden würde. Ich glaube, daß sie zuletzt auch von Otto gesprochen haben würde, wenn nicht inzwischen der Onkel gekommen wäre. Er war artiger, als je, versicherte mir, daß mich meine Krankheit ungemein verschönert hätte, freute

sich unendlich, mich den Platz, den ich so ziere, wieder einnehmen zu sehen, erzählte mir, daß ihn alle Welt gefragt hätte, wie sich seine schöne, liebenswürdige Niece befände, und daß alle Welt entzückt sein würde, mich wiederzusehen u. s. w.

Wieder Wind in die Segel, liebe Großmutter!

Tante und Onkel mußten sich zu einem großen Diner begeben. Ich behielt daher noch eine kurze Frist der Ruhe bis zum Abend für mich. Nachmittags, gerade als ich an meine Kleidung für den Abend dachte, hörte ich auf dem Corridor wohlbekannte hastige Schritte und bald darauf tönten vor der verschlossenen Thüre leise geflüstert die Worte in meine Ohren und in mein Herz: „— Guten Abend, Du Engel! — Was machst Du? — Hast Du süß geschlafen? — Du hast doch kein Fieber? — Hast Du von Deinem Otto geträumt? — Komm ja heute Abend herunter, aber nimm Dich wohl in Acht! — O, wenn ich Dich doch herunter tragen könnte! — Ich bin wie ein neuer Mensch. Alle Lebenslust ist neu in mir erwacht — doch

ich höre Minna, ja, jetzt kommt sie! Leb wohl, lebe wohl, meine Süße!“ —

Liebe Großmutter, wie mag es doch nur möglich sein, daß man in wenigen Stunden von solchen Qualen, von solchem Kummer zu einer heitern, freundlichen, vergnügten Sinnesstimmung übergehen kann, ohne Erinnerung an das, was geschehen ist, ohne Furcht vor dem, was noch geschehen wird, ohne Besinnung und ohne Nachdenken? Ich und Otto kamen mir — wenn ich später daran zurückdachte — in diesem Augenblicke wie ein Fahrzeug vor, das im Sturme Steuer, Segel und Mast verloren hat und bei voller Fluth leise und friedlich auf dem ruhigen, aber kriegerischen Meere schifft, ohne Land zu sehen, ohne hierhin oder dorthin zu kommen, ohne die geringste Aussicht auf Rettung, wenn plötzlich ein Sturm losbräche! — Wir waren glücklich, aber wir wußten nicht, wovon oder worauf unser Glück gebaut war. Melida hatte unrecht, wenn sie mein Glück auf losem Sande oder leichtschmelzendem Eise ruhend glaubte; es ruhte auf keinem von beiden, denn es ruhte auf — gar nichts! Aber

dieses Nichts hatte einen lichtgrünen Schein um sich, der einer Hoffnung glich, und einen Lichtglanz, der wie die Fackel der Hoffnung glänzte, und eine Maske, die dem süßen, hinreißenden Lächeln der Hoffnung ähnelte und das dahinterliegende hohle Nichts verbarg.

Schlag halb sieben, bevor noch ein Wagen angekommen war, ging ich hinunter. Otto ging einsam im Saale auf und nieder. O, nie habe ich ihn schöner gesehen! Kronenleuchter und Girandolen waren bereits angezündet. Es herrschte jene festliche Stille und Ordnung, die allemal zu walten pflegt, wenn man geladene Gäste erwartet. Als ich eintrat, sah sich Otto erst nach allen Seiten um und als er sich frei von allen Zeugen erblickte, warf er sich vor mir auf die Knien.

„Willkommen, mein holdes, süßes, himmlisches Mädchen! Du, die Du trotz aller Hindernisse meine Gattin werden wirst, willkommen!“ — sprach er. — „Gott, wie schön Du an diesem Abend bist! Ein wenig blässer als gewöhnlich; allein bei Dir ist auch dieß ein neuer Reiz! — O, wie habe ich diesen Abend

ersehnt, wie habe ich Dich erwartet! Eine ganze lange, ewig lange Stunde bin ich hier auf und nieder gegangen und habe geglaubt, Du würdest es ahnen und zeitiger herabkommen, Du hartherziges, kaltes, schadenfrohes Wesen, denn Du hast doch Freude an meiner Sehnsucht, meiner Erwartung, meinem Verdruss, nicht wahr?" —

So schmeichelte er um mich herum und ich lächelte ihm zur Antwort zu; wir waren so glücklich, wie einzig und allein zwei Liebende glücklich sein können. Aber unser Glück dauerte nicht lange. Bald knarrte die Thür des Nebenzimmers und die Tante trat heraus, ungewöhnlich fein und schön gekleidet. Der Onkel, ebenfalls sehr festlich gekleidet, kam mit tausend artigen Reden und Anspielungen auf mich und Otto zu, ohne uns jedoch dabei in Verbindung mit einander zu bringen. Nein, seine Anspielungen waren getrennt, wie Del und Essig, und diejenigen, welche Otto'n galten, quälten mich am meisten, denn sie bezogen sich fast alle auf die glückliche Malwina.

Aber nun begannen die Wagen zu rollen

len und an der Hausthür zu halten. Tante Pauline war unter den ersten Gästen, welche eintraten, und wurde von Tante Alinen länger und herzlicher als gewöhnlich umarmt. Emilie redete mich sogleich an:

„Guten Tag, Liebe! — Poz, wie Du aussehst! — Blasß wie eine Leiche und dürr wie der Baron Binder! — Was soll denn eigentlich heute Abend hier los sein? — Was sind denn das für Geschichten, Flüstereien und Zischereien? — Gibt es denn Tanz oder Declamation? — oder gibt es sonst etwas Nagelneues? — Sprich Ottilie! Etwas Außerordentliches gibt es heute, das ist gewiß, ich weiß nur nicht, was!“ —

Ich machte keine Bemerkung auf dieses Geschwätz, das bei Emilien ganz und gar nichts ungewöhnliches war. Melida saß stiller als gewöhnlich da. Pauline kam etwas später und schien heiterer und aufgeräumter als gewöhnlich zu sein. Sobald sie mich erblickte, machte sie eine Geste à la belle Georges und sprach:

„Quoi Madame! Comment Prinzesse! Schon auferstanden vom Tode! Wie war es

denn im Elysium? Was sagte man dort Schönes?" — Hat Orpheus," — setzte sie leiser hinzu — „seine Eurydice wieder geholt? — Gott sei Dank, Du hast dort nicht vergessen zu erröthen, denn Du hast jetzt all' den Purpur auf Deinen armen Wangen, den „la belle Georges“ gestern Abend auf ihren Achseln hatte. Weißt Du, daß sie superbe war als Semiramis? Daraus mußt Du künftig mit Otto einige Scenen declamiren! „Qu' en dites vous?“ — Du erröthest! Rien que cela!“

Paulinens Scherz ergötzte mich an diesem Abend nicht. Otto wich ihr völlig aus und sah sie kalt und fast feindlich an; dagegen that er, was er früher nie gethan hatte; er suchte und begleitete mich unaufhörlich, und zwar sehr augenscheinlich und bemerklich. Man wünschte zur Verkürzung der Zeit etwas Musik zu hören. Otto schlug sogleich vor, daß er mit mir das kleine hübsche Duett: „La speranza al cor mi dice“ singen wollte. Als wir zu Ende gesungen hatten, sagte Pauline mit einem Lächeln, worin sehr viel Ironie lag:

„Was doch die Hoffnung für eine ange-

nehme Sache ist! Auch, wenn man auf Unmöglichkeiten hofft!" — setzte sie ein wenig leiser hinzu.

Jetzt wünschte man Declamation. Ich bat Paulinen sehr darum, sagte ihr, daß ich nicht wage zu declamiren, nicht wolle u. s. w., aber sie blieb unerbittlich.

„Nein, declamire Du; das ist Deine Sphäre, aber nicht die meinige heute Abend, mein Füchschen. Spring zu!“ — sagte sie mit herzlichem Gelächter.

„Nun!“ — versetzte Otto darauf ärgerlich. — „So laß uns unsere Lieblingsscene aus Alzire nehmen, liebe Ottilie!“ —

Dies war das erste Mal, wo er mich in Gegenwart Anderer anredete, ohne dabei die Benennung „Cousine“ zu gebrauchen; und diese Worte waren von einem Blicke begleitet, einem Blicke, der sich nicht beschreiben läßt, es war ein Blick der Liebe, der frohen, glücklichen, gegen fremde Blicke gleichgültigen Liebe. Ich glaubte, daß Jeder der Anwesenden in Otto's Antlitz jedes seiner Gefühle, jeden seiner Gedanken lesen können mußte, so offen und

unverborgen lagen sie alle da. Ich erröthete und wurde so verwirrt, daß ich mich fast keines einzigen Worts aus Alzirens Rolle erinnerte.

„Willst Du mich vielleicht heute Abend zum Souffleur haben?“ fragte Pauline mit listigem Lächeln. „Du dürftest vielleicht einen brauchen können!“ —

Ich hörte kaum auf ihre Worte; aber später, lange, sehr lange darnach, erinnerte ich mich ihrer und verstand sie recht gut, ach, nur zu gut.

Inzwischen begannen wir, Otto und ich, die Declamation. Wir spielten mehr unsere eignen, als Alzire's und Zamore's Rollen. Vielleicht ist diese Scene nie mit so viel wahren Gefühl, mit so viel wirklicher Liebe dargestellt worden, als es jetzt der Fall war. Die Scene war fast zu Ende. Otto trug eben mit großem Gefühl und unverkennbarer Leidenschaft die letzten verzweifelten Worte vor:

„Pour la dernière fois Zamore t'aurait vue,  
Tu me serais ravie aussitôt que rendue!“

— — als die Thüre plötzlich geöffnet wurde, und die Tante ganz en triomphe, hereintrat,

an einem Arme von einem alten Herrn geführt, an dem andern von einer ältlichen Dame, hinter ihr der Onkel, ein junges, blondes Mädchen führend, das ihre Verlegenheit hinter einem fortwährenden Lachen zu verbergen suchte, zuletzt ein junger Mann, den ich beim ersten Anblick sogleich als — Alfred von K\*\* erkannte! — Es erhob sich sofort ein allgemeiner Aufstand. Vor meinen Augen ward Alles schwarz; doch hörte ich noch einige Minuten lang, wie aus weiter Ferne, das Geräusch einer allgemeinen, gegenseitigen Vorstellung, ein fröhliches Lachen, ein Getöse und die Worte: „agreeable surprise, Otto's Braut, Otto's künftige Schwiegereltern, das junge Paar“ u. s. w.

Was sich später zutrug, weiß ich nicht, denn als ich wieder zum Bewußtsein erwachte und fühlte, daß ich noch lebte, da lag ich oben in meinem Zimmer im Bette, der freundliche Arzt saß neben mir und hielt meinen Arm, der naß und verbunden war, und Melida stand vor mir wie ein guter Genius, den man in den glücklichen Tagen verstoßen hat, der aber in trüben Tagen freiwillig wiederkehrt.

„Gott sei Lob und Dank!“ — sagte der Arzt. — „Das Fräulein kommt endlich wieder zu sich! Das war eine ungewöhnlich langanhaltende Ohnmacht! Vierzig bis fünfzig Minuten, seitdem ich da bin und ziemlich eine reichliche Stunde vor meiner Ankunft! Ja, ja, das Fräulein hat die Krankenstube zu zeitig verlassen, das mußte so kommen! Sie waren noch viel zu matt, um in eine große, geräuschvolle Gesellschaft, durch Zugluft und über die Treppen zu gehen. Aber ich kann mir schon denken, wie es gekommen ist; das Fräulein wollte gern Zeuge der allgemeinen Freude sein, die“ — — —

„Wollen wir ihr nicht einige stärkende Tropfen geben, Herr Doctor?“ — fragte Melida hastig.

„Nein, lassen Sie nur jetzt! Der Ueberlaß wird, denke ich, das seinige schon thun. — Aber nun darf das Fräulein unter mehreren Tagen nicht hinunter gehen, und wenn es auch unten noch so lustig zuginge, da“ — — —

„Sie sieht sehr angegriffen aus, Herr Doctor!“ — unterbrach ihn Melida wieder.

„Sollten wir sie nicht vielleicht der Ruhe überlassen?“ —

„Ja wohl, allerdings! — Unterthänigster Diener! Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht, gnädiges Fräulein! Morgen wird Alles wieder gut und vorüber sein, wie ich hoffe.“ —

Er ging.

Melida saß nun schweigend an meinem Bette. Ich sah sie lange sprachlos an, endlich ergriff ich ihre Hand und sagte mit großer Anstrengung:

„Sprich, Melida! Du mußt mir etwas sagen. Was ist vorgefallen?“ —

„Was soll ich Dir sagen, armes Kind, was Du nicht schon wüßtest?“ — erwiderte Melida mit kummervoller Stimme.

„Melida — ich träumte — daß Otto — nein, daß die Tante und Onkel — daß Fremde — daß — daß“ — — —

„Beruhige Dich, wenn Du kannst, meine gute Ottilie! Du hast nicht geträumt! Du erwachst zu einer entsetzlichen Wahrheit; aber zeige nun, daß Du Dich auf Dich selbst, auf Deine eigne Kraft stützen kannst, nachdem das

Glück und — er von Dir gewichen sind und Dich betrogen haben.“ —

„Ich verstehe nicht Alles,“ — antwortete ich — „um aller Barmherzigkeit willen, sage mir, wie Alles zugegangen ist! Sprich davon, als ob es mir nichts anginge! Ich bitte Dich darum, wie um eine Gnade! Ich bin gesund, ich bin nicht mehr krank! Im Gegentheil, ich fühle mich sehr stark. Laß mich nur nicht in dieser Ungewißheit, denn sie tödtet mich!“ —

„Nun wohl!“ — sprach Melida. — „Ich will Deinen Wunsch erfüllen, wenn auch mein Herz leidet, davon zu sprechen, und das Deine brechen wird, davon zu hören. Ich will Dir Deinen Wunsch erfüllen. Du besinnst Dich wohl noch auf den Anfang dieses Abends?“ —

„Dieses Abends?“ — unterbrach ich sie. — „Haben wir noch denselben Abend? — Ist nicht ein Tag, eine Woche, ein Jahr seitdem vergangen?“ —

„Nein, Gott sei Dank, meine gute Ottilie! Die Zeit geht nicht so schnell! Sie steht sogar oft stundenlang still; aber das sind des Lebens bitterste Stunden, und deren giebt es — Lob

sei Gott dafür — nur wenige. — Doch jetzt zu meiner Erzählung! Du erinnerst Dich wohl, daß wir Alle so sonderbar, so feierlich gestimmt waren! Nicht gerade Alle, aber doch die meisten, obwohl Du und ich und mehrere Andere nicht von der großen, gefährlichen Ueberraschung unterrichtet waren, die man Otto bereiten wollte. Nun wohl, sie gelang vollkommen, denn als Du, anstatt als Alzire dem Zamore zu antworten, in einen Lehnstuhl niedersankst, stand Otto leichenblaß und ohne die mindeste Bewegung, wie festgenagelt auf seinem Plaze und starrte mit unverwandtem Blicke vor sich hin, bis sein Vater zu ihm trat, seine Hand nahm, die Hand Malwina's darein legte und laut, mit seiner gewöhnlichen, höflichen Leichtigkeit sprach: „Meine Herrschaften, ich habe die Ehre Ihnen hier zwei junge Verlobte vorzustellen, die es schon lange gewesen sind und nur bisher der Welt nichts von ihrem zarten Verhältniß wissen lassen wollten.“ —

Das Mädchen sah unendlich froh aus und lachte beständig; aber Otto stand wie versteinert, antwortete kein Wort auf alle die Gratu-

lationen, die nun auf ihn zu regnen anfangen, und hielt mechanisch die Hand fest, die man in die seinige gelegt hatte. Endlich rief er: „Nein, das ist zu viel!“ — und eilte anscheinend ganz gedankenlos und mit verstörten Blicken nach der Thür, als ob er Jemanden suchte. Du saßest hinter ihm, so daß er Dich nicht sehen konnte. Aber nun ging die Gräfin zu ihm, führte ihn — fast mit Gewalt — in den Saal zurück, nöthigte ihn Malwina's Eltern zu begrüßen, übertäubte ihn mit einer Masse von Worten und — — — gleich darauf erklangen die Champagnergläser der ganzen Gesellschaft. Otto hatte sich indessen mechanisch wieder zu Malwina führen lassen. Die ganze Versammlung schwatzte und lachte und sprach von Otto's (der nichts sah und hörte) „großem Erstaunen, unerhörter Verwunderung, grenzenloser Freude und Ueberraschung“ u. s. w. — denn auf diese Art erklärte der Graf und die Gräfin seine sonderbare Art sich gegen die neuen „lieben Gäste, die er so hoch schätzte,“ zu benehmen.“ —

„Aber ich, was that ich?“ — fragte ich Meliden.

„Du saßest bewußtlos in einer dunkeln Ecke des Nebenzimmers. Im Salon war man nun in Gruppen zusammengetreten. Als ich Dich vermißte, eilte ich hinaus und suchte Dich da, wo ich Dich zuletzt gesehen hatte. Du saßest leichenblaß da, den Kopf über die Stuhllehne hängend. In aller Eile rief ich ein paar Diener, die den Stuhl auf die Arme nahmen und Dich hierher trugen; hernach schickte ich nach dem Arzt. Seitdem habe ich Dich nicht wieder verlassen, und nun weißt Du Alles, was ich weiß.“ —

„Und Niemand, Niemand hat nach mir gefragt? — Sage mir die Wahrheit, Melida!“ —

„Nein, Niemand, Ottilie! — Aber fasse Dich nun, wenn Du kannst! Denke daran, daß das Leben ja so kurz ist, und wie bald kommt der Tod und macht allem Elend ein Ende, wenn wir nur Muth und Kraft besitzen, Alles, was uns auf unserm Wege während der kurz

zen Wanderung auf Erden begegnet, mit Standhaftigkeit und Ergebenheit zu ertragen.“ —

„Ich will nun nach Hause zu meiner Großmutter.“ —

„O, wollte Gott, daß ich Dich gleich zu dieser Stunde dahin bringen könnte.“ —

„Geh nun hinunter, Melida; liebe, gute Melida, geh hinunter und sage dem Onkel und der Tante, sage Allen, daß ich noch heute Abend, jetzt gleich, nach Hause reisen würde!“ —

Melida schwieg.

„Thue es, wenn Du meine Freundin bist!“ — bat ich angelegentlich Meliden; aber sie nahm meinen Arm, fühlte mir an den Puls und sprach:

„Ja wohl, es ist gekommen, wie ich dachte; meine üble Mittheilung hat Dein Fieber wieder zurückgerufen; Du fieberst entsetzlich stark.“ —

„Nein, bewahre!“ — soll ich hierauf mit gellendem Lachen gesagt haben. — „Ich habe gewiß und wahrhaftig kein Fieber, ich befinde mich ganz charmant, ich will nur auf kurze

Zeit nach Hause zu meiner Großmutter reisen, um mich in ihre Arme zu werfen und mich bei ihr auszuweinen und zu erleichtern, denn das kann ich hier nicht, hier, wo die Luft so heiß und ganz voll Feuer ist. Und dann will ich auch von meinem großen Myrthenbaume Zweige abschneiden und drei Kränze daraus winden. Den größten und schönsten Kranz soll Otto haben, den andern soll Malwina bekommen; aber den kleinsten will ich behalten und, sobald der Prediger sie vereinigt hat, so soll er mich begraben, sogleich, ohne alle Umstände und Ceremonien, gerade vor Otto's und Malwina's Füßen, hörst Du, Prediger! Welche Festlichkeit, Hochzeit und Begräbniß! Wie wird da die Tante schwätzen und plappern, und der Onkel lange Reden halten und mit einem Auge weinen und mit dem andern lachen! Ach, das soll lustig werden, gar zu lustig" u. s. w.

So soll ich noch entsetzlich phantasiert haben! Es wurde von Neuem nach dem Arzt geschickt. Die Tante war auf eine Minute oben und bat Meliden inständig, daß sie bei mir bleiben

möchte, weil außerdem Niemand Zeit dazu hätte. Melida erwiederte ihr, daß sie gar nichts anderes beabsichtige. Emilie war auch ein Weilchen oben und besah mich, ging aber sogleich wieder fort, denn sie fürchtete, angesteckt zu werden. Auch Pauline kam herauf, stand lange schweigend und tief in Gedanken verloren an meinem Bett, trocknete sich endlich eine fast unbemerkbare Thräne aus dem Auge und sprach halblaut vor sich hin:

„Ja, ja, das schmeckt bitter, ich weiß es! Zucker und Syrup schmecken wohl besser. Aber man muß Beides kosten und die Krone gebührt dem, auf dessen Antlitz nicht zu sehen ist, ob es Nectar oder Arznei ist, was er verschluckt!“

Dann blickte sie um sich und sagte verdrüßlich:

„Du bist hier, Melida? — Ich habe Dich gar nicht gesehen! Ja, ja, Du bist wie geschaffen zu einer *soeur de la misericorde*! Es steht Dir sehr gut!“ —

Hierauf entfernte sie sich. Melida sah ihr seufzend nach und verschloß die Thür.

Spät in der Nacht, als die Festlichkeit uns

ten vorüber war, hörte Melida schwere, langsame Schritte die Treppe heraufkommen, den Kommenden lange vor meiner Thür stehen bleiben und hörbar lange und tief seufzen, dann aber, als er Menschen in meinem Zimmer bemerkte, leise und langsam zu einer andern Thür gehen, dieselbe öffnen und hastig wieder verschließen!

\* \* \*

Nun, meine gute, geliebte Großmutter, kann ich Dir über eine Zeit von ein und zwanzig Tagen keine andere Rechenschaft geben, als was mir später Melida über diese Zeit mitgetheilt hat.

Der zwei und zwanzigste Tag war ein klarer, schöner Apriltag. Ich erwachte — wie mir schien — aus einem langen, tiefen und wohlthätigen Schlafe, nach einer ungeordneten Erinnerung von unendlichen Schmerzen und Qualen, zu vollem Sinn und Bewußtsein d. h. dessen, was um mich her vorging und was mei-

ne äußern Sinne fassen konnten, aber nicht dessen, was früher geschehen war; denn mein Gedächtniß versagte mir anfangs seine Dienste völlig und, was sich früher ereignet hatte, schwebte jetzt bloß als undeutliches Traumbild vor meiner Phantasie.

Mit Bewunderung blickte ich um mich. Ich lag in dem tiefen Alkoven eines Zimmers, das mir völlig unbekannt war, fein und geschmackvoll meublirt, hell und freundlich und mit grünen Jalousien vor den Fenstern. Dicht neben mir auf einer Commode stand ein Glas mit schönen, frischen Blumen. Ich selbst war in gutem Zustande und ordentlich gekleidet, wiewohl in einem Nachtanzuge; Alles war in der größten Ordnung und sehr fein, ja, beinahe elegant um mich. Eine angelehnte Thür führte in ein Nebenzimmer, in welchem es ebenfalls sehr elegant und ordentlich aussah. Aus diesem Zimmer hörte ich die unbekanntenen Stimmen zweier leise flüsternden Personen. Ich wollte gern rufen, um Aufklärung darüber zu erhalten, wo ich mich eigentlich befand und wie die Verhältnisse standen, ich lechzte auch nach

einem frischen Trunk; aber ich war nicht im Stande, einen Laut von mir zu geben. Ich sah zwar meine Klingel stehen, aber sie stand so hoch auf einer Commode, daß ich sie mit der größten Anstrengung nicht erreichen konnte. Inzwischen lauschte ich mit der größten Aufmerksamkeit der nachstehenden Unterredung, von der ich jedoch kein einziges Wort verstand.

„Aber, liebe Jungfer,“ — sagte die eine Stimme — „wie hat denn das so bekannt werden können?“ —

„Ja, sehen Sie, Madame!“ — erwiderte die andere Stimme — „Das war auch eine Ueberraschung für den Bräutigam. Er hatte schon im vorigen Herbst zu dem Prediger dort unten gesagt, daß er einmal sein Aufgebot halten sollte, wenn er auch nicht hier gegenwärtig wäre oder selbst das Aufgebot bestellte. Alle Zeugnisse und Papiere hat der Prediger schon lange bekommen.“ —

„Aber, Jungfer, weiß man denn nicht, warum er so sonderbar die Hochzeit von Tage zu Tage aufschiebt, da doch Alles bereit und fertig ist?“ —

„Nein, liebe Madame, das mag Gott im Himmel wissen, aber kein Mensch.“ Mein Bruder, der bei ihm dient, sagte neulich, daß er sich gar nicht mehr ähnlich wäre, daß er manchmal lange Zeit hindurch gar nichts von sich wüßte und ganze Nächte in seinem großen Zimmer auf und abginge, wenn er nicht Karte spielte.“ —

„Er ist also schon lange hinübergezogen?“ —

„Ei ja wohl, das that er gleich damals.“ —

„Und nun soll also die Hochzeit morgen endlich sein?“ —

„Ja, das ist so gut wie gewiß!“ —

Nun war ich dieses unerträglichen Geschwäzes müde und die Ungeduld gab mir so viel Kraft, daß ich meine Klingel erreichen konnte, mit der ich sogleich heftig klingelte. Sogleich kamen zwei mir völlig fremde Personen hereingeeilt. Eine derselben war ein sauber und fein gekleidetes Dienstmädchen, die andere eine alte Madame mit einer Brille. Beide sahen erstaunt, bald sich einander, bald mich an und nun entstand eine Unterredung, die für ei-

ne vierte Person wahrscheinlich viel Lächerliches gehabt haben würde.

Ich: „Wer seid Ihr, meine Freunde, und wo bin ich?“ —

Die Jungfer: „Sie phantasirt immer noch.“ —

Ich: „Nein, ich phantasire keineswegs; ich will nur sogleich Antwort auf meine Frage, wer Ihr seid?“ —

Madame: „Wir sind die gewöhnliche Bedienung, die während der ganzen Zeit bei dem gnädigen Fräulein gewesen ist, Ulla und ich.“ —

Ich: „Nun, es ist gut; aber wo bin ich denn eigentlich?“ —

Madame: „Auf demselben Orte, wie immer, mein gutes, gnädiges Fräulein.“ —

Ich: „Ja, aber wo ist denn das?“ —

Madame (leise zu Ulla): „Ha ha, sie phantasirt ganz entsetzlich, wie früher.“ —

Ich: „Ach nein, ich phantasire durchaus nicht. Nergert mich nicht mit dem beständigen „Phantasiren“, sondern antwortet und sagt mir, wo ich bin.“ —

Madame: „Gott bewahre, das gnädige

Fräulein ist, wo sie immer gewesen ist, bei ihren Verwandten, bei der gnädigen Herrschaft, die eine Treppe hoch wohnt!" —

Ich: „Bei der Großmutter?" —

Madame blickte Ulla'n an und diese lachte heimlich.

Ich: „Sprecht, bin ich bei meiner Großmutter?" —

Madame: „Nein, bewahre, bei Graf E\*\*g." —

Ich: „Sind sie schon aufs Gut gezogen, und ich auch?" —

Madame: „Nein, bewahre, Alles ist wie gewöhnlich, prächtig und galant, und nun wird das gnädige Fräulein bald gesund werden und mit zur Hochzeit kommen." —

Ein Schauer durchfuhr alle meine Glieder; doch hatte ich immer noch kein eigentliches Bewußtsein. Ich forderte zu trinken und, als ich dieß erhalten hatte, ließ ich mir auch eine Brodrinde geben, um sie einzutauchen; da sagte die sogenannte Ulla:

„Ach, Gott sei Dank! Wie wird sich die Mamsell freuen, wenn sie erfährt, daß das

Fräulein etwas zu essen verlangt hat! Da haben wir lange drauf gewartet.“ —

„Welche Mamsell?“ — fragte ich. —

Madame und Ulla sahen einander an, und endlich sprach Madame:

„Ja ich weiß nicht, wie sie heißt; aber es ist eine ganz liebe, gute und schöne Mamsell.“ —

„Ja gewiß, das ist sie,“ — sagte Ulla — „aber ihren Namen weiß ich auch nicht. Doch still, ich glaube, jetzt eben kommt sie die Treppe herauf!“ —

In diesen Augenblicke kam wirklich Jemand leise und flüchtig an die Thür; die Thür ging auf und Melida trat vorsichtig und auf den Fußspitzen herein.

Ich freute mich ungemein.

„Guten Tag, meine liebe Melida!“ — rief ich ihr zu. — „Ach das ist recht gut, daß Du kommst und daß ich nun ein verständiges Wesen bei mir sehe. Diese beiden Leute sind recht gefällig; aber sie wissen weder, wer sie selbst sind, noch wo sie sind, noch wo ich bin, noch wer Du bist.“ —

Melida lächelte wehmüthig und antwortete mir: —

„Gott sei Dank, daß Du wieder zur Besinnung gekommen bist, meine arme Ottilie! — Aber Du darfst noch lange nicht aufstehen oder so viel sprechen; liege nur recht still und sei recht ruhig, so will ich Dir Alles sagen, was Du wissen willst! Du erinnerst Dich doch noch an Dein kleines Zimmer, in dem Du krankst wurdest? — Nun, dieß war viel zu klein und zu enge und die Tante beschloß deshalb, Dich in diese beiden Zimmer bringen zu lassen. Du warst damals so krank, daß Du nichts davon wußtest, als wir Dich hierher transportirten. Es ist schon seit länger als vierzehn Tagen! — Deiner Minna erinnerst Du Dich wohl auch, denke ich? — Sie hat einen bösen Fuß und ist auf einige Wochen nicht im Stande zu gehen; daher hat Dir Deine Tante eine andere Kammerjungfer angeschafft und Madame dort ist so gütig gewesen und hat uns geholfen, bei Dir zu wachen, wenn Alla und ich nicht mehr aufdauern konnten. Sieh, nun weißt Du Alles, was Du wissen willst.“ —

„Ach, Melida!“ — sprach ich, nahm ihre Hand und führte sie an meine Lippen. — „Du Engel! — Du hast mich also gepflegt und bewacht während dieser langen Zeit? — Wie innig gut bist Du! — Aber was sind dieß für Zimmer! — Wo liegen sie?“ —

„Nicht weit von Deinem Zimmer!“ — antwortete Melida langsam und ein wenig stammelnd. —

„Doch nicht die Zimmer — Otto's?“ —  
 „Und wenn es der Fall wäre, was thäte es?“ — erwiderte Melida ausweichend. —

„Nun, wo ist er dann?“ —

„Er ist schon in sein neues, großes Haus hinübergezogen“ — antwortete Madame, die unserm ganzen Gespräch andächtig zugehört hatte, als Melida mit der Antwort einigermaßen zögerte.

„Wir wollen das Fräulein nun in Ruhe lassen!“ — sprach hierauf Melida hastig und stand auf.

„Nein, Melida!“ — bat ich schmerzlich, nachdem Ulla und Madame hinaus ins äußere Zimmer gegangen waren. — „Geh nicht von mir!“

Nun wird mir Alles wieder hell — oder vielmehr dunkel! Was ich bloß für einen ängstlichen Traum hielt, das offenbart sich mir nun als schreckliche Wahrheit.“ —

„Ottilie,“ — bat Melida sanft, aber sehr ernst — „Du mußt nun still und gefaßt sein, wenn der Himmel nicht bereuen soll, daß er Dich von Deiner schweren Krankheit und Deinen Schmerzen befreiet hat! Du wohnst nun in Deines Otto Zimmern. Ist Dir dieß nicht lieb und angenehm und willst Du noch mehr wissen, so will ich Dir sagen, daß Dein Otto Dich unsäglich liebt, so sehr, wie er nur lieben kann; — und das muß für ein Frauenherz genug sein! — Aber nun mußt Du zufrieden sein, nun mußt Du nicht mehr fragen, sondern Dich still und ruhig verhalten! Und wenn Du nun artig bist, so will ich Dir das für eine Menge ergötzliche und interessante Sachen erzählen.“ —

Ohne lange Unterbrechung fuhr sie hierauf fort:

„Du kannst wohl denken, daß ich während dieser Zeit keine Lust hatte, mich zu ergötzen

oder zu zerstreuen; aber der Graf und die Gräfin drangen eines Abends so lange in mich, bis ich sie zu einer mimischen Vorstellung begleitete, welche Madame Händel: Schütz, eine reisende Deutsche, gab. Ich versichere Dir, daß diese Darstellung höchst interessant war! Sie hat ein ungewöhnliches Talent und große Fertigkeit, Ausdruck in ihr hübsches bewegliches Gesicht zu legen. An diesem Abend stellte sie eine Menge verschiedener Personen aus den verschiedensten Stücken dar. Das erste, was man sah, war die rührende Scene aus Marie Stuart, wo sie von ihrer einzigen, treugebliebenen Dienerin Abschied nimmt. Hierauf declamirte sie den Monolog aus der Jungfrau von Orleans; dann stellte sie die Galathée vor, wie sie von Pygmalion belebt und zur Liebe und zum Bewußtsein geweckt wird; dann sah man Niobe in dem Augenblicke, wo das letzte ihrer vierzehn Kinder durch den Tod von ihr gerissen wird. Es war nicht die berühmte Gruppe der Niobe von Praxiteles oder Scapas, die sie todt darstellt, sondern die Verzweiflung der Mutter, wie sie eines nach dem andern ihrer

geliebten Kinder als Opfer für Latona's Rache fallen sieht. Man kann sich nichts Lebendigeres, aber auch nichts Erschütternderes vorstellen, als diesen Schmerz der Mutter, besonders wenn der Todesengel auch das letzte, das jüngste Kind erfaßt. Letzteres wurde durch den kleinen sechsjährigen Sohn der Künstlerin vorgestellt, und meisterhaft wußte dieses Kind den passiven und völlig neutralen Character anzunehmen, den der Tod dem Körper ausprägt und der allen Schmeicheleien, Liebkosungen und Belebungsversuchen der Mutter widersteht. In der Verzweiflung über die Fruchtlosigkeit ihrer Anstrengungen warf die Mutter einen Blick gen Himmel, vielleicht das letzte Gebet, während das Kind leblos über ihren Arm herabhing, — und dieß wurde von Mutter und Sohn so meisterhaft dargestellt, daß ich wohl behaupten kann, kein Auge blieb thränenlos dabei.

Dann drappierte sie sich und coquettirte auf alle Weise, erst als junge genießende, gleich darauf als büßende Magdalena. Dieses Bild war nicht ohne bedeutenden Kunstwerth und sie entwickelte dabei eine unglaubliche Geschick-

lichkeit, sich mit einem Shawl auf verschiedene Art schnell und schön zu costumiren und in mannichfachen, sehr anziehenden Attitüden zu zeigen, das ließ sich nicht läugnen. Man äußerte jedoch später, daß sie den schnellen Uebergang von dem wilden, genußsüchtigen Mädchen zu der strengen Büßerin bei weitem nicht genug motivirt hätte. Pauline sagte sehr treffend, sie hätte zwar die Schafwolle und dann den Merinoshawl, nicht aber, wie dieselbe gesponnen, gewebt und gefärbt worden sei, gesehen.

Zuletzt zeigte sich Madame Schütz als Sphing und da war sie, wie Emilie sagte, der Hands habe an Mamas weißem Porcellainkasten vollkommen ähnlich. Weißt Du wohl, Ottilie, daß ich in meinem ganzen Leben Niemanden gesehen habe, der so wenig Schönheitsfönn, so wenig Geschmack für die Kunst und so wenig Gefallen an der Natur besitzt, wie die arme Emilie. Ihre albernen Bemerkungen störten meine Aufmerksamkeit den ganzen Abend hindurch. Bald hatte sie etwas über die Zuschauer und deren Costüm, bald über die Künstlerin und

deren Anzug, bald über die Theaterelven, welche Madame Schütz unterstützten, bald über eine andere Lappalie zu bemerken, und das große mimische Talent der geschickten Künstlerin übersetzte sie ganz einfach mit Grimassirkunst. Ich hätte wohl gewünscht, daß der geniale und enthusiastische Magister A\*\* diese Benennung gehört hätte. Er hat schon ein Gedicht zu Ehren der berühmten Frau gemacht, und zwar bei Veranlassung eines Besuchs, den dieselbe mit dem Grafen Jakob D\*I\*g in Gustav Adolphs Gruft abgestattet hat. Ich habe es noch nicht gelesen, habe aber gehört, daß es sehr schmeichelhaft für Madame Schütz, desto weniger aber für uns übrigen „Maide des Nordens“ sein soll, indem er uns recht artige Geißelhiebe versetzt, weil wir „verweichlicht im Tanz,“ den großen König und seine Gruft vergessen hätten. Wir werden unsere Gardinenpredigt wohl im poetischen Almanach für 1814 gedruckt lesen, denk' ich. Auch Lorenzo hat einige meilenlange Hexameter zu Ehren der Künstlerin geschmiedet. Fräulein Hanna weiß sie bereits auswendig und

scandirt sie so nachdrücklich, daß den Hörern Hören und Sehen vergeht.“ —

Melida erreichte wirklich ihren Zweck mit diesen und mehreren andern Mittheilungen derselben Art über die Ereignisse dieses unvergeßlich brillanten und bunten Winters, denn wie ein Kind, welches seine liebsten Puppen um eines ergötzlichen Märchens willen verläßt, verließ ich meine eignen, durch Krankheit und körperliche Leiden geschwächten Gedanken und Kümernisse, um Meliden aufmerksam zuzuhören, und so oft ich im Laufe der nächsten Tage auf irgend einen Gegenstand zurückkam, der mit Otto in Verbindung stand, wußte Melida mit so großer Geschicklichkeit meine Gedanken davon ab- und anderswohin zu leiten, daß ich selbst es kaum bemerkte. Aber als sich die Kräfte des Geistes und des Körpers wiederfanden, ward ihr dieß immer schwerer und als ich am siebenten Tage nach meinem Erwachen während einer kurzen Abwesenheit Melida's aus dem Bette aufgestiegen war und mich mit Ulla's Hülfe ein wenig angekleidet hatte, ersaunte Melida nicht wenig darüber, noch mehr aber, als

ich ihr ganz ruhig und fest sagte, daß sie mir nun dreist Alles sagen, über Alles mit mir sprechen könnte, mir nichts zu verbergen brauchte, denn ich wüßte das Größte; das Wichtigste und Alles, was sie mir nun noch weiter sagen könnte, würde nun eine Erleichterung, eine Art von Trost für mich sein.

„Und was weißt Du denn?“ — fragte Melida mit scheinbarer Gleichgültigkeit, ohne jedoch die heftige Bewegung verbergen zu können, die in ihrem Innern vorging.

„Was ich weiß?“ — erwiderte ich. — „Glaubtest Du denn, daß ich im Stande sei, Nachrichten von Otto zu entbehren? — Nein, da hast Du Dich geirrt! — Ich habe unter der vollkommensten Maske der Gleichgültigkeit und mit Hülfe aller meiner weiblichen Feinheit meine beiden Pflegerinnen während Deiner Abwesenheit ausgeforscht und weiß daher — — ja, ja, Melida, erbleiche nicht so, Du siehst ja, daß ich ruhig bin, obgleich ich Alles schon seit drei Tagen weiß! — Siehst Du, Melida! Das ist eine Wirkung meiner Krankheit. Ich bin dem Tode so nahe gewe-

sen, daß mir das Leben jetzt wie ein Tag vor-  
 kommt, dessen Abend bald anbrechen wird, wenn  
 man nur ein wenig Geduld hat. (O, wie gut  
 ist Gott, er sendet solche Schmerzen, wenn er  
 sieht, daß man derselben bedarf!) Uebrigens,  
 Melida, habe ich Alles genau überlegt und ha-  
 be im Innersten meiner Seele gefunden, daß  
 ich nur einen Gegenstand, einen einzigen Gegen-  
 stand in der ganzen Welt beehrte — und das  
 war Otto's Liebe; — und als ich diese er-  
 hielt, entsagte ich allem Andern gern; — ich  
 sah gern, daß Otto seine heiligen Verbind-  
 lichkeiten wie ein Mann erfüllte und dahin-  
 ging, wohin ihn das Schicksal mit seinem Eis-  
 senfinger wies. Du kannst mir dagegen ein-  
 wenden, daß gerade hierin sehr viel Egoismus  
 liegt, denn da ich Otto's Liebe besitze und er  
 für sein ganzes Leben an eine Andere gebun-  
 den ist, so muß er nothwendig unglücklich und  
 mit seiner ganzen Existenz unzufrieden sein oder  
 werden. So scheint es zwar; es ist aber kei-  
 neswegs so. Dieses Leben ist nur kurz und  
 was man hier während dieser Wallfahrt für  
 das Rechte aufopfert, dafür erhält man im

andern Leben tausendfachen Ersatz, auch hat man schon in diesem Leben einen Vorgeschmack davon und genießt Ruhe, Frieden und Stille, wenn man seine Pflichten, seine Verbindlichkeiten, seine Versprechungen erfüllt. Man kann wohl trauern über das, was man verloren hat; wenn aber der Kummer nicht durch nagende Gewissensqualen angefaßt wird, dann — wird er allmählig schon durch die Zeit gemildert und nimmt vielleicht endlich eine sanfte, angenehme Färbung an, die im Tode sogar rosenroth und lilienweiß wird. Verstehst Du mich, gute Melida?“ —

„Ja wohl, verstehe ich Dich,“ — erwiderte Melida. — „Aber wer kann wohl vollkommen sicher sein, daß er auch ganz recht gehandelt hat, und daß eine andere Handlungsweise nicht besser gewesen wäre? Zweifel und Unruhe müssen sich doch stets mit dem Kummer mischen, wenn man selbst die Ursache desselben ist.“ —

„Jetzt verstehe ich Dich!“ — antwortete ich. — „Du scheinst im Allgemeinen zu sprechen, während Du im Grunde Deines Herzens Otto meinst und der Ansicht bist, daß er anders

hätte handeln sollen. Aber wenn Du so denkst, dann bist Du partheiisch für mich, für Deine Freundin. Wärest Du eine Freundin der armen Malwina, so würdest Du ganz anders sprechen. Ist es nicht so?" —

„Vielleicht!“ — sprach Melida sanft. — „Und dem Himmel sei Lob und Dank, daß Du es bist, die sich Otto's gegen mich annimmt, denn ich fürchte, daß ich ein schlechter Advokat für ihn sein würde.“ —

„Eines Advokaten bedarf er bei mir nicht,“ — erwiderte ich Meliden. — „Er hat einen solchen in der Tiefe meines Herzens, der nie daraus weichen wird, denn ich bitte Gott flehentlich, daß Otto mir nie durch irgend eine Schwäche, durch irgend einen Ausbruch einer unerlaubten Leidenschaft, durch Liebe, Leichtsin, zu späte Reue über gefasste und ausgeführte Entschlüsse, oder durch andere Uebereilungen die hohe Idee rauben möge, die ich jetzt von ihm habe, und die mir einzig und allein den Muth aufrecht erhalten kann, nachdem ich ihn auf ewig verloren habe. Je größer, je edler und je stärker er sich zeigt, desto

weniger bitter wird mein Schmerz und mein Verlust sein. Denn ist er schwach und unterliegt er seinen Leidenschaften, auch in der Zukunft, dann verliert seine ganze Stärke und seine ganze Selbstbeherrschung von jetzt all' ihren Werth, alle schönen Farben, und dann könnte er, sowohl jetzt als künftig, leichtsinnig und unbedachtsam handeln und wir könnten zusammen unsere Jugendverirrung beweinen. Doch daran zu denken verlohnt sich jetzt nicht der Mühe. Er hat recht gehandelt, er hat gethan, was er thun mußte, und so will ich auch thun, obwohl mein Wirkungskreis so unendlich klein und meine ganze Existenz so vollkommen passiv ist, daß keine Mücke davon abhängt." —

„Und was wirst Du thun?“ — fragte Melida zärtlich und theilnehmend.

„Ich will zu meiner guten, geliebten Großmutter zurückkehren, so bald ich wieder so weit hergestellt bin, daß ich die Reise dahin vertragen kann; dort will ich wieder das kleine Schneeskenleben beginnen, was ich früher geführt habe.“ —

„Deine Pläne sind nicht hochschwebend;“

— sprach Melida schmerzlich und mitleidig,  
 — „aber Du hast doch einen Trost bei Deinen bitteren Schmerzen: Du hast eine Heimath, Du hast einen fremden Busen, an den Du Dich legen kannst und der Dich gern aufnimmt. Das ist doch etwas!“ —

Nun war die Reihe an mir, Mitleid zu fühlen, und ich that es auch. Dieses Gefühl hatte sich bei mir stets mit der innigen Zuneigung gemischt, die ich immer für Meliden gefühlt hatte, und die nur in jener Zeit etwas kälter geworden war, wo eine allmächtige Liebe jedes andere Gefühl in meinem Herzen aufzehrte.

„Melida,“ — sprach ich. — „Noch einige Tage, bis ich wieder völlig gesund bin, will ich anstehen, Dich zu bitten, mir alle Einzelheiten von Otto's letztem Schicksal zu erzählen, denn jetzt wirst Du wohl sehen, daß ich Alles von ihm hören kann. Aber während dieser Zeit erfülle meine Sehnsucht, etwas von Deinen eignen Jugendschicksalen zu hören! Ich habe stets großes Verlangen gefühlt, Dich darüber sprechen zu hören, vielleicht eben deshalb, weil Du es nie thust. Aber nun mußt Du es

thun, schon um der Theilnahme und Zuneigung willen, die ich für Dich fühle, wenn auch meine ganze Freundschaft zu Dir nur auf Dankbarkeit gegründet wäre, wiewohl dieß keineswegs der Fall ist, denn ich habe schon damals mit vieler Liebe an Dir gehangen, wo Du mich mit der größten Gleichgültigkeit betrachtetest.“ —

„Das habe ich nie gethan!“ — erwiderte Melida, die Farbe ein wenig verändernd. —

„Mit Gleichgültigkeit habe ich Dich nie betrachtet. Aber so ungern ich von meinem unbedeutenden Ich spreche, eben so wenig verschwende ich meine Freundschaft an Jemanden, wenn ich mich nicht vorher wohl überzeugt habe, ob ich meine Freigebigkeit auch nicht bereuen darf, und ob derjenige, dem ich das Einzige, was ich habe, geben will, meine Gabe auch verdient.“ —

„Nun, Melida, habe ich dieß gethan oder nicht?“ —

„Du verdienst sie gewiß, meine gute Dittlie; aber es gab eine Zeit, wo ich die Motiven Deiner Handlungsweise nicht begreifen konnte

damals zog ich mich, gleich einer Schnecke in mein enges Haus zurück.“ —

„Ja, ich erinnere mich wohl daran! Aber diese Zeit ist nun vorüber,“ — sprach ich seufzend — „und nun weißt Du Alles, was ich denke; aber so ist es nicht der Fall mit mir, und meine Neugierde ist größer, als Du denkst, denn ungeachtet aller Deiner Vorsicht; Dich selbst nie in ein Verhältniß einzulassen, hat mein scharfer Frauenblick doch Etwas entdeckt, was Du — entweder zugeben oder wiederlegen mußt.“ —

„Und das ist?“ — fragte Melida erröthend.

„Daß Otto auch in Deinen Schicksalen eine große Rolle gespielt hat.“ —

„Nun ja,“ — antwortete sie entschlossen, nachdem sie einige Augenblicke geschwiegen hatte. — „Nun ja, warum soll ich es läugnen? — Auch ich bin einmal von all' der Zauberkraft, all' der Magie, welche das Schicksal und die Natur so verschwenderisch über Otto ausgegossen hat, geblendet gewesen, und zwar so

sehr, daß mir nachher alle Männer so gleichgültig geworden sind, wie sie es früher für mich waren. Nun weißt Du es; aber verschone mich mit allen Fragen nach den Einzelheiten jener kurzen Zeit, die eine wahrscheinlich schon längst vergessene Episode aus Otto's Jünglingsleben bildet, für mich weit mehr bittere, als süße Erinnerungen hat und deren genaue Recapitulation einen dunkeln Schatten über mehrere Personen werfen würde, die außerdem meine Dankbarkeit und Zuneigung verdienen." —

„Vergieb mir meine Neugierde, gute, liebe Melida!“ — sprach ich. — „Sie ist von diesem Tage an erloschen und ich will Dich nicht wieder mit Fragen behelligen, ich will Dich blos lieben. Wenn Dir aber eine Gewißheit nur das geringste Vergnügen machen kann, so kann ich dem Verlangen nicht widerstehen, Dir zu sagen, mit welcher Ergebenheit, mit welchem hohen Grade von Achtung und Beifall — ja, ich möchte sagen — Ehrfurcht Otto stets von Dir gesprochen hat, so bald die Rede auf Dich gekommen ist.“ —

„So!“ — erwiederte Melida mit wehmüthig

gem Lächeln. — „Thut er das? Nun, ich will nicht läugnen, daß ich mich darüber freue! Das Gegentheil würde mich zwar nicht gewundert, noch weniger geschmerzt haben, denn es hätte im bessern Einklange zu der Kälte gestanden, die er mir stets bewiesen hat; aber dieß habe ich ihm längst verziehen und jetzt bin ich beinahe fähig, ihm dafür zu danken, denn ich spreche, wie Du so eben sagtest: „lieber einen stillen, verborgnen, von Niemandem geahnten und von Niemandem gesehenen Platz in einem Herzen haben, als eine offne Huldigung empfangen, die oft aus etwas ganz Anderem, als aus Liebe, Achtung oder Zuneigung entspringt.“ —

Seitdem war zwischen uns nie wieder die Rede von Melida's Schicksalen; aber desto öfter sprachen wir von mir, denn ich bekenne offen, daß ich Melida's Stärke nicht besaß, die stets sich selbst vergaß und nur für Andere lebte. Noch lag die Erinnerung an die letzte Vergangenheit im Vordergrunde meiner Seele und wir durchwachten manche halbe Nacht im Gespräche über das, was auf ewig vorüber war. Ich lebte ganz geschieden von der übrigen Welt.

Meine Krankheit war ein sehr gefährliches contagiöses Nervenfieber gewesen, und deshalb scheute sich Jedes vor der geringsten Communication mit mir. Alle, außer Melida, die stets sagte, daß sie nichts als ihr armes Leben dabei zu verlieren habe. Im Anfange hatte sich zwar die Generalin dem Entschlusse Melidas, mich zu pflegen, widersetzt; als sie aber an alle die bevorstehenden Hochzeitsfestlichkeiten dachte, zu denen Melida auf jeden Fall nicht mit eingeladen worden wäre, so bequemte sie sich endlich, die Einwilligung zu geben, welche die arme Melida zu den geringsten ihrer Handlungen haben mußte.

Nach und nach erfuhr ich alle die Kleinigkeiten, die Melida über das wußte, was mich nur im Geringsten interessiren konnte, und die sie mir ohne alle Bemäntelungen, Verbesserungen oder Veränderungen erzählte, weil sie wohl sah, daß ich jetzt Alles hören konnte, und daß der Kummer bei mir die Gestalt einer unerschütterlichen, ruhigen Resignation angenommen und jene ausgeartete Verzweiflung, die sich sogar

in den Fieberphantasien meiner Krankheit aussprach, völlig abgelegt hatte.

So erfuhr ich nach und nach von Meliden, daß ich in den ersten acht Tagen meiner Krankheit in meinem frühern kleinen Zimmer gelegen, daß ich aber darin weder Ruhe, noch Besinnung gehabt, sondern unausschließlich Tag und Nacht auf jene wohlbekanntten Schritte gelauscht hatte, die immer schwerer und langsamer geworden und oft an der bekannten Thüre zögernd stehen gelieben wären. Endlich hatte sich Melida Muth gefaßt, war eines Tages in Otto's Zimmer gegangen und hatte ohne Umschweife zu ihm gesagt: — „Der Herr Graf werden Sie in einigen Wochen verheirathen? Ihre neue Wohnung wird wenigstens schon mit der größten Eile arrangirt, ob auf Ihre Anordnung oder nicht, — gleichviel — Sie haben wenigstens keine Gegenbefehle gegeben. Dieß sagt mir den gefaßten Entschluß des Herrn Grafen mehr als zu deutlich. Thun Sie nun auch etwas für ein andres Wesen, das ein milderes Schicksal verdient! Verlassen Sie dieses Haus! Lassen Sie ihr Ruhe! Und überlassen Sie ihr

Ihre Zimmer! Das Zimmer, welches sie jetzt inne hat, ist zu klein, zu beengt, zu voll von Erinnerungen für sie. Während sie schläft oder in Fieberbewußtlosigkeit liegt, können sie recht gut ausziehen; ich will die Sorge dafür in jedem Falle übernehmen, wenn der Herr Graf nur seiner Frau Mutter diese Proposition eröffnen will!"

Melida war wenig schonend gewesen, wie Du hörst, liebe Großmutter. Bleich wie ein Todter und ohne ein Zeichen von Leben vor sich zu geben, die Hand auf dem Herzen liegend und mit Thränen in den Augen hatte sich Otto, ohne ein Wort zu sagen, zum Zeichen seiner Einwilligung vor Meliden verbeugt, war hinunter zur Tante gegangen und einige Stunden darauf war er aus dem Vaterhause weggezogen und hatte seine Zimmer geräumt, die nun die Tante selbst für Dich passend fand, „da Otto nothwendig hatte in seine neue Wohnung ziehen müssen, um dort die Einrichtung genauer beaufsichtigen zu können.

Noch an demselben Abend wurde ich in Otto's Zimmer gebracht. Im Anfange war

ich ein wenig erstaunt gewesen und hatte mit irren Blicken und traumähnlichen Erinnerungen um mich gesehen; aber dieß war bald vorüber gegangen und ich hatte aufgehört, den wohlbekannten Schritten zu lauschen, die sich nun nicht mehr hören ließen. Später hatte Melida Otto'n nur ein einziges Mal gesehen und zwar auf der Straße. Er war wie ein Träumender gegangen, als er aber Meliden näher gekommen war, hatte er plötzlich aufgeblickt, ein „Ach!“ ausgerufen, zu sprechen versucht, aber kein einziges Wort herausgebracht und Melida hatte, nachdem sie ein Weilchen stehen geblieben war, ihren Weg fortgesetzt. Lange war er auf derselben Stelle stehen geblieben und hatte ihr nachgeblickt, ohne ihr jedoch zu folgen oder später den geringsten Versuch zu machen, ihr wieder zu begegnen.

Was sie von der Hochzeit u. s. w. wußte, war das Wenige, was ihr Emilie völlig ungefragt mitgetheilt hatte, und dieß war durch Emiliens Mangel an Auffassung und durch ihre alberne Darstellung so entstellt, daß mir Melida nur auf mein mehrfach ausgesprochenes

Verlangen und, nachdem sie mich entsetzlich kindisch und unverzeihlich neugierig genannt hatte, halb lachend und mit Emiliens eignen Worten — wie sie sagt — Folgendes erzählte:

Die Hochzeit war verwünscht ergötzlich, die Braut war ungebührlich zierlich, mit Goldstickereien und Spitzen geziert, mit Schmuck und glänzenden Kleinigkeiten, zum Uebermaaß behangen und sah aus, wie Madame Cassorti, wenn sie eben aufs Seil steigen und tanzen will. Uebrigens war sie den ganzen Tag über entsetzlich häßlich und Pauline äußerte, daß, da sie doch sonst unaufhörlich lache und seichse, sie an ihrem Hochzeitstage wohl hätte unterlassen können, zu schluchzen und zu weinen, bis ihre hellblauen Augen feuerroth, die Nase bläulich und die Stirn fleckig geworden wäre, denn Pauline konnte nicht begreifen, weshalb sie so maulte, da sie so prächtige Kleider hätte und Otto'n zum Manne bekäme, was ihr doch Beides sehr am Herzen liegen müsse, da sie so weit gereist sei, um Beides zu bekommen. Emilie ihrerseits glaubte, daß sie vor Freude geweint hätte. Otto hatte (Alles nach Emiliens eignen Worten)

im Brautstuhle steif wie ein Bock, ohne ein Zeichen von Leben, blaß wie eine Leiche und so albern wie ein Sevelin, wenn er am albernsten spielt, dagestanden. Emilie konnte nicht begreifen, was in Otto vorging und als Melida sie gefragt hatte, ob Pauline Otto's Benehmen eben so wenig, als Malwinas Maulen begriffen hätte, hatte Emilie geantwortet: „das weiß ich nicht, denn Pauline spricht nie mit mir über Otto und hat sich ein für allemal alle Bemerkungen über ihn verboten.

Tante Aline war ganz entzückt gewesen und war, wie man behauptete, von Folker selbst, wiewohl mit der größten Heimlichkeit, coiffirt worden. Der Onkel hatte die schönste Hochzeitsrede von der Welt gehalten, Emilie hatte jedoch kein Wort mehr davon gewußt. Alle Anwesenden waren unsäglich gepußt und geschmückt gewesen, aber Pauline hatte die schönste Kleidung auf der ganzen Hochzeit gehabt, außer einem Shawl, den die Braut von ihrer Schwiegermutter erhalten hatte, der sechs Ellen lang gewesen war und auf dem sich der ganze Plomp gewebt befunden hatte. Uebrigens

hatte Emilie den ganzen Abend hindurch Confect geknappert und war sehr verdrüsslich darüber gewesen, daß sie nicht einen einzigen Bissen davon für Meliden oder für die arme, franke Ottilie hatte auf die Seite bringen können. Ottilien, hatte die Braut gesagt, hätte sie ganz wunderbar in ihrem Andenken behalten und Emilie hatte gehört, wie sie Otto'n einmal gefragt hätte, was in aller Welt dem wunderschönen, schwarzgekleideten Mädchen zugestossen wäre, welche, als sie (Malwina) zu Otto's Eltern gekommen sei, so erschrocken ausgesehen und sich in einen Lehnstuhl geworfen hätte. Otto hatte die Frage entweder nicht gehört oder wenigstens nicht beantwortet, sondern war zerstreut fortgegangen, wahrscheinlich an etwas Anderes denkend, wie er jetzt beständig zu thun schiene. Aber Emilie hatte Malwinen berichtet, daß Ottilie so eben eine Scene aus Alzire oder Zaire (sie hatte nicht mehr gewußt, aus welchem von beiden Stücken) mit Otto declamirt hatte und Malwina hatte darüber und über die plötzliche, unerwartete Art, womit ihre Ankunft auf diese ganze Declamation gewirkt

hatte, herzlich gelacht und den sehnlichen Wunsch geäußert, daß Ottilie bald wieder gesund werden möchte, da sie diese Scene einmal vom Anfang an sehen könnte. Da hatte Pauline Otto'n gerufen und ihm den Wunsch der jungen Gräfin mitgetheilt; aber da hatte Otto die Stirn gerunzelt und sich in die Lippen gebissen, entseztlich böse und ärgerlich ausgesehen und sich entfernt, ohne nur ein einziges Wort zu sagen, worüber Malwina ebenfalls wieder unbeschreiblich gelacht hatte!

Mit Emiliens übrigen Erzählungen über die übrigen Verwandten und Festlichkeiten verschone ich Dich, liebe gute Großmutter. Inzwischen verlebten wir, ich und Melida, einige Wochen hindurch ein sonderbares, ja, fast glückliches Leben. Doch ruhte eine gewisse Wehmuth darüber; allein wir kümmerten uns nicht um die ganze übrige Welt, sondern lachten und scherzten über ihre Thorheiten, während wir über unsere eignen ernst und reuig sprachen. Bei solchen Gelegenheiten kamen wir überein, daß wir, wenn wir von uns selbst abhingen, nach dem schönen, lachenden Spanien reisen

und dort in ein Kloster eintreten wollten, da wir uns Beide herrlich als Nonnen in ein schönes Kloster am Ebro, am Arno, an der Brenta oder am Strande des Rheinstroms zu passen schienen. Als wir aber von unsern phantastischen Plänen zur Wirklichkeit zurückkehrten, fragte ich Meliden einmal, ob sie mich nicht zu Dir begleiten wollte, liebe Großmutter, da ich gewiß wußte, daß Du die einzige Freundin Deiner Ottilie, die so viel für Dein liebes Kind gethan hatte, mit Freuden empfangen würdest. Aber Melida antwortete mit Entschlossenheit:

„Nein, Ottilie, das würde Unrecht von mir sein! Ich bin von Jugend auf im Hause der Generalin erzogen worden und will ihr nun meine Dankbarkeit dadurch beweisen, daß ich möglichst für Emiliens Bildung besorgt bin. Ich bin überzeugt, daß ich auf dürren Felsen bei ihr säe; aber ich bin doch in meinen eignen Augen des großen Zolls von Dankbarkeit ein wenig quitt, der mich täglich und stündlich auffordert. Wenn aber der General und die Generalin einmal Emilien für ausgebildet halten

sollten (im Falle diese glückliche Epoche jemals eintritt) und ich im Hause überflüssig werde, — denn Gouvernante für Paulinens Kinder zu werden, wenn sie jemals dergleichen bekommen sollte, habe ich bereits ein für allemal versprochen — dann, liebe Ottilie, will ich Dein liebevolles Anerbieten annehmen und Dich zuweilen auf längere oder kürzere Zeit besuchen, im Uebrigen aber mir ein Kind mit guten und schönen Anlagen suchen, das ich allein erziehen und dem ich alle meine Fürsorge, meine ganze Wirksamkeit und alle die Erfahrung widmen kann, welche mir Welt, Schmerz und Freude verschafft haben!“ —

„O, Melida,“ — rief ich unwillkürlich — „ich weiß ein solches Kind!“ —

Und nun erst sprach ich mit ihr von Allem, was die arme unglückliche Marie betraf. Melida ward über diese Mittheilung anfangs sehr böse auf Otto; als wir aber länger darüber gesprochen hatten, faßten wir den Entschluß, zu verzeihen — nicht nur Marien, sondern auch Otto, und uns daran zu erinnern, daß diejenigen, die am schnellsten verurtheilen, diejenige

gen, die am meisten über ihre hohe, unwantbare Tugend wachen, in andern kritischen Verhältnissen dem Augenblick und tausend andern Zufälligkeiten, welche nur die Unglücklichen, Irregeleiteten selbst beurtheilen können, vielleicht am schnellsten unterliegen, und daß man daher am besten thut, wenn man Gott dankt, der uns vor der Gefahr bewahrt, wenn man im Uebrigen verzeiht, sich hütet zu verdammen und im Allgemeinen lieber die Gefahr und Alles, was zu derselben führen kann, flieht, als sich blind hineinstürzt, fest auf seine Stärke und seine festen Grundsätze bauend. Je schöner für uns die Tugend glänzte, desto nachsichtiger wurden wir und endlich kamen wir überein, daß wir, sobald ich wieder hergestellt sein würde, nach der armen Marie sehen wollten, die nun vielleicht ganz vergessen und aller Hülfe beraubt war.

So bald ich wieder so weit gesund war, daß die Tante „ohne Gefahr“ zu mir heraufkommen zu können glaubte, dankte ich ihr verbindlich für alle die Güte und Gefälligkeit, die man während meiner Krankheit für mich gehabt hatte,

und bat sie ernst und ohne Umschweife mit so bestimmten Töne, daß keine Einwendung dagegen denkbar war, mich — sobald ich wieder so gesund sein würde, daß mir der Arzt die Reise gestatten werde — wieder zu Dir, liebe Großmutter zurückkehren zu lassen. Tante Aline frappirte dieß im höchsten Grade, sie wurde erbittert, endlich zornig auf mich und malitiös. In ihrem Eifer ließ sie mehrere Worte von Undankbarkeit fallen, wie wenig Lohn sie nun für die Mühe habe, die sie auf mich verwendet hätte, und mehreres dergleichen, was mich in meinem Entschlusse und in der Kälte, die mich nun gegen sie einnahm, und die jetzt nicht mehr durch Täuschungen und Rücksichten erwärmt wurde, immer mehr befestigte.

Mein Onkel ward ebenfalls sehr erzürnt über meinen unumstößlichen Entschluß, wieder zu Dir zurückzukehren; in den zwei oder drei kurzen Besuchen, die er mir noch machte, zeigte er eine Artigkeit und Höflichkeit, die allerdings mit einem Gusse candirt und kristallisirt war, aber nicht mehr, wie früher, von Zucker, sondern von wirklichem Eise. Melida und ich

verzogen bedauernd den Mund, als er ging, und zum dreizehnten Mai ward meine Abreise festgesetzt.

Der Arzt hatte mir verordnet, daß ich ausfahren sollte, so bald schönes Wetter einträte. Ich hatte dagegen aus mehreren Gründen protestirt. Da aber meine beharrliche Weigerung anfang eine Verwunderung zu erregen, die leicht in Mißdeutung übergehen konnte, so entschloß ich mich auf Melida's ausdrücklichen Rath, einige Tage vor meiner Abreise einmal auszufahren, um die Luft zu versuchen und zu sehen, wie viel ich vertragen könnte. Mein Versuch gelang sehr gut. Ich befand mich sehr wohl darauf und — sah keine Spur von ihm, den ich vor allen Andern wiederzusehen fürchtete, um nicht in der kärglichen Ruhe erschüttert zu werden, die ich durch meine lange Krankheit, durch meine mannichfachen Schmerzen und durch meine allmählig erworbene Seelenstärke theuer genug erkaufte hatte, und um mir sagen zu können, daß ich Otto'n eigentlich nie als den Angehörigen einer Andern wiedergesehen hätte, denn in dem schönen Augenblicke, wo wir

von einander schieden, da war er mein und wirklich mehr mein, als sonst jemals vorher oder nachher. Die schöne Erinnerung an diese letzten vier und zwanzig Stunden und an Alles, was sich während derselben ereignet hatte, wollte ich unzerstört und unverändert behalten, und es war deshalb einer meiner größten Wünsche, mit Otto weder in irgend eine Berührung zu kommen, noch ihn zu sehen vor meiner Abreise, die ich — außer wenn ich an Meliden dachte — mit großer Sehnsucht erwartete.

Den Tag vor meiner Abreise hatte ich dazu bestimmt, unter dem Vorwande des Einkaufens, mich von Marien und ihrem Schicksal'e zu unterrichten, um ihr, falls sie vergessen worden wäre, mit dem Wenigen, was ich hatte, zu helfen, — und um — gesteh es nur, Du schwaches, warmes Herz! — um noch einmal — Otto's Ebenbild an dieses, im Innern unendlich leidende Herz zu drücken.

Ich ließ den Wagen bei Ullberg halten, sagte dem Bedienten, daß ich bald zurückkommen würde, und ging schnell und einsam die Straße hinauf. Eilig sprang ich durch die offene

Thür und die langen Treppen hinauf. Als ich die Thür öffnete, kam mir Marie hübsch und sauber gekleidet entgegen. Ihr ganzes Zimmer hatte jetzt einen Anstrich von Ordnung und Reinlichkeit, doch ohne Prahlerei und Gesuchtheit. Das Kind lag gut und reinlich gekleidet in seiner Wiege und Marie erzählte mir nun, daß der junge Graf gleich darauf, nachdem er ihren Brief erhalten hatte, zu ihr gekommen wäre, daß er bitterlich geweint hätte, als er sie und ihr kleines Kind gesehen, daß er es so viele Male geküßt und geliebkost hätte, daß er ihr Geld zu Allem, was sie brauchte, gegeben und ihr geholfen hätte, einen Brief an ihre Mutter zu schreiben, worin sie dieselbe gebeten hätte, ihr dieses Vergehen zu verzeihen und ihr zu erlauben, zu ihr zurückzukehren, weil außerdem das größte Elend ihr Loos werden könnte.

Otto hatte Marien außerdem versprochen, stets alle Ausgaben zu bestreiten, die nöthig sein würden, damit Marie daheim bei ihrer Mutter ein anständiges und ordentliches Leben führen und auf die beste Weise ihr Kind erziehen könnte

„das ich nie vergessen will und kann,“ hatte Otto dazu gesetzt. Marie erzählte mir auch ferner, daß Otto viele Male sein Gesicht an das kleine, liebe Gesicht des Kindes geschmiegt und einmal über das andere gerufen hätte: „Meine liebe Ottilie! Meine liebe, süße Ottilie!“ —

Meine Thränen, liebe Großmutter, rannen nun seit langer Zeit zum ersten Male wieder. Der bittere Schmerz, wenn man ihn vor sich selbst und vor der ganzen Welt verbergen muß, trocknet die Thränen aus, glaube ich.

Seitdem war Otto nicht wieder bei Marien gewesen. Er hatte ihr jedoch versprochen wiederzukommen, sobald er Antwort von Mariens Mutter erhalten würde, und Marie erwartete letztere mit großer Sehnsucht, um sodann abreisen zu können. Allein sie sagte, sie glaube gewiß, daß, ehe ihr Brief auf der Schneckenpost und auf tausend Umwegen an ihre Mutter gelangen, ehe diese sich über diese betrübte Nachricht von ihrem einzigen Kind fassen und Jemanden auffinden würde, der ihr eine Antwort schrieb und den Brief wieder an

Ort und Stelle brächte, leicht eine sehr lange Zeit vergehen könnte. Sie fürchtete also keine zurückweisende Antwort von ihrer Mutter, obwohl dieselbe noch lange ausbleiben konnte.

Meine Thränen flossen beständig während Mariens ruhiger Erzählung. Ich bemerkte, daß sie nichts von den Vorfällen der letzten Zeit wußte und, als ich sie fragte, ob sie während dieser langen Zeit nie ausgegangen wäre, oder von den Leuten Etwas gehört hätte, antwortete sie mir:

„Nein, gutes Fräulein! Ich komme nie von meinem Kinde weg. Wenn es wach ist, kann ich nicht, und wenn es schläft, getraue ich mir's nicht, obgleich ich es recht nöthig hätte, einmal auszugehen, um ein wenig Leinwand und dergleichen einzukaufen, da ich jetzt so gute Zeit habe, für mich oder für mein Kind zu nähren.“

Von einer unglaublichen, ja, fast möchte ich sagen, unwiderstehlichen Neigung erfaßt, das schlafende Kind ungesehen mit meinen Küssen und Thränen zu überhäufen, sprach ich schnell zu Marien:

„Nun, so beeile Dich! Geh und kaufe Leinwand und was Du sonst brauchst, aber bleib nicht gar zu lange; ich will einstweilen bei dem Kinde bleiben!“ —

Sie dankte mir herzlich, versprach bald wiederzukommen und ging.

Als sie fort war, beugte ich mich über das Kind und bedeckte das kleine Wesen mit tausend Küssen und Thränen. Ich hätte alle Schätze der Welt darum gegeben, wenn ich es ohne Schaam, ohne Schande, ohne das Gefühl eines Vergehens hätte mein nennen dürfen! Lächle wie Du willst, theure Großmutter, zürnen kannst Du mir deshalb nicht, denn von diesen lichten Räumen aus will ich diesen reinen, unschuldigen Wunsch vertheidigen!

Während ich so, ohne zu hören und zu sehen, vor dem kleinen Bettchen kniete, wurde ich plötzlich durch das hastige Oeffnen der Thür hinter mir aufgeschreckt und in demselben Augenblicke vernahm ich von einer mir zu wohl bekannten Stimme den Ausruf:

„Gerechter Gott! — Ottilie!“ —

Und Otto lag zu meinen Füßen und sein

Haupt ruhte an meinen Knieen. Er zitterte merklich und der gute Gott allein weiß, woher ich die unglaubliche, die unbegreifliche Stärke nahm, für uns Beide vernünftig zu sein.

„Otto,“ — bat ich — „fasse Dich! Da wir uns hier begegnen, hier an der Wiege dieses schlummernden Kindes, so ist es wohl Gottes Wille, daß wir nicht ohne ein Lebewohl für dieses ganze Leben von einander scheiden sollen. Und dieß müssen wir einander bald sagen, bevor Marie zurückkommt.“ —

Otto lag noch immer mit gesenktem Haupte da und auf meinen Händen fühlte ich seine brennend heißen Thränen. Vergebens bat ich ihn, sich aufzurichten, daran zu denken, wo wir wären, und sich zu entfernen.

„Nun wohl!“ — sprach er endlich, mit dem Blicke der Verzweiflung und mit einem bleichen, eingefallnen, entstellten Antlitz zu mir aufblickend — „nun wohl, ich will denn gehen! Ich will Dir ein ewiges Lebewohl sagen! Aber erst mußt Du wissen, daß Du gerächt bist, schrecklich gerächt bist, daß der große Wiedervergelter des Leichtsinns, der Schwachheit, der erbärmlichen, niedrigen Rücksich-

ten auf der Menschen Urtheil, Hohn und Spott darüber, was man im Grunde des Herzens selbst für recht erkennt, der elenden Berechnung auf Gold und Ruhm der schmachvollen Kraftlosigkeit, die Dinge gehen zu lassen, wie sie eben gehen, und uns von dem thörichten Willen Andern in ihren Wirbel hinabziehen zu lassen, ohne Widerstand zu leisten, obwohl die innere Stimme laut dazu auffordert, daß er, der große Vergelter alles dessen, des Guten wie des Bösen, sein Opfer gefunden hat, daß ich unsäglich elend und so unglücklich bin, daß ich nur im Taumel, im hohen Spiel, im schäumenden Champagner, in den Wirren, dem berauschten Lärm und den Thorheiten der Welt meinen Schmerz betäuben und mein quälendes Gewissen auf eine Weile einschläfern kann, während Du, reine, weiße Lilie, ruhig wie ein Engel des Himmels vor mir stehst und mit jeder neuen Tugend, die ich an Dir auffinde, meinem Gewissen einen neuen tödtlichen Stoß und meinem Schmerz einen schärfern Sporn giebst.

Der Wahnsinn der Verzweiflung flammte aus seinen Blicken. Ich nahm all' meine Stand-

haftigkeit, all' meine Liebe zu Gott und zu Otto zu Hülfe, um ihn zu trösten und seinem Schmerz eine andere Richtung zu geben. Wenn dieß aber auch für den Augenblick gelang, so muß ich Dir doch mit Schmerz sagen, theure Großmutter, daß meine letzte Täuschung auf Erden, welche erbleichte und in den dunkeln Schacht der Wirklichkeit hinabsank, mein hoher Glaube an Otto und das schöne Bild war, was ich mir von seiner Selbstbeherrschung, von seinem blinden Gehorsam gegen seine Pflicht und seine Gelübde und von der Seelenstärke, womit er das tragen sollte, was ich für ein ihm von einer höhern Macht vorgeschriebenes Schicksal hielt, gemacht hatte.

Auch dieß war eine bloße Täuschung!!

Wundere Dich daher nicht, liebe Großmutter, wenn ich mich nach einer Welt sehne, wo es keine Täuschung giebt und wohin ich von Allem, was ich auf Erden besaß und sah, nichts weiter wünsche, als Dich und Melida's reine, unverfälschte und doch nie blinde Freundschaft!

Ich fühle kein Verlangen, nun noch weiter  
 Etwas hinzuzusehen. Meine Reise, und daß  
 Melida mich am ganzen ersten Tage begleitete,  
 weißt Du bereits. Auch wirst Du wohl wissen,  
 daß der edle Edward von H\*\* mir nach Ver-  
 lauf eines Jahres nochmals sagte, daß er nur  
 bei mir und nirgends außerdem sein Glück auf  
 Erden finden könne, daß er sich aber nach  
 meiner kurzen lebensmüden Antwort auf eine  
 lange schon von ihm beabsichtigte Reise ins  
 Ausland begab, die jedoch durch Napoleons  
 Sturz wahrscheinlich seinen größten Lichtpunkt  
 für ihn verloren hat.

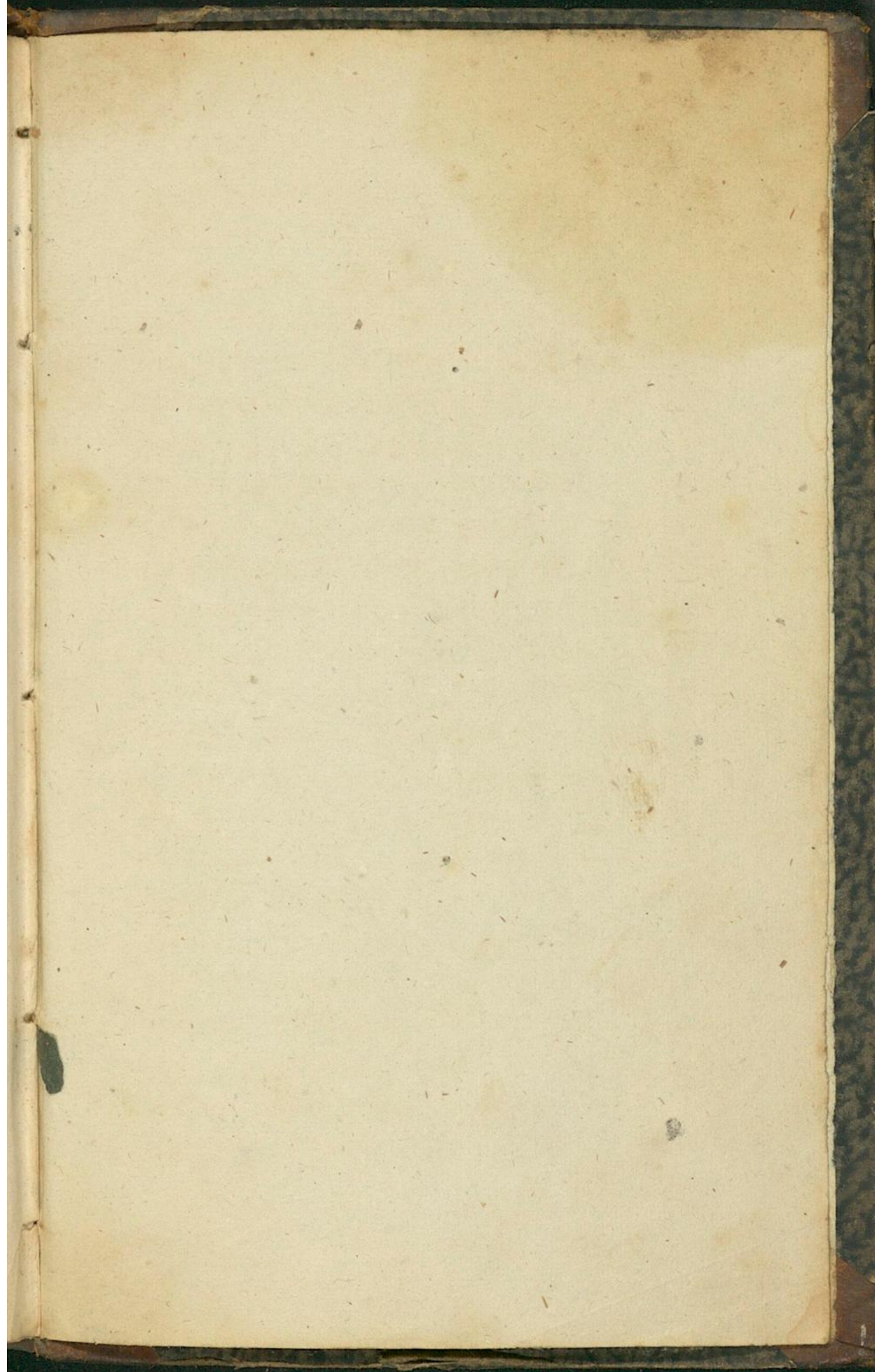
Mit den entsetzlichen Mittheilungen, die  
 ich von Meliden dann und wann über Otto  
 erhielt, will ich Dich verschonen. Wenn man  
 auf einem schrecklichen abschüssigen Felsen ein-  
 mal anfängt auszugleiten und herabzufallen, so  
 geht es immer schneller und schneller. Es ist  
 eine trübe, aber eine wahre Erfahrung. We-  
 der Gesundheit noch Vermögen können bei dem  
 Leben, dem sich Otto nun ergeben hat, lange  
 ausreichen; möge — wenn Beide verloren sind  
 — Gott ihm in seiner Milde eine wahre, auf-

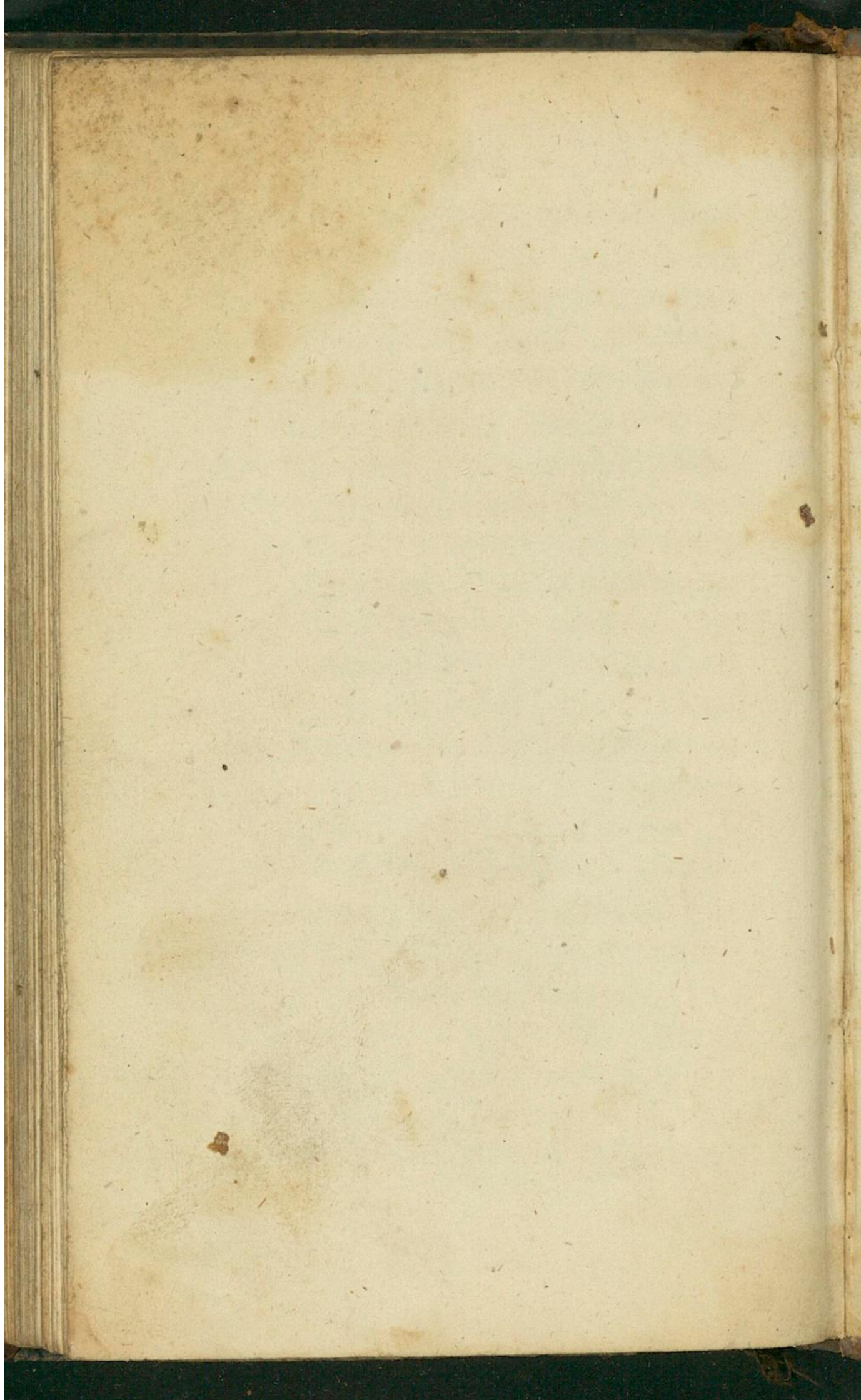
richtige, vom Herzen kommende Reue erwecken!  
 Das ist Alles, was ich dem leeren Bilde von  
 ihm, den ich über Alles geliebt, den ich einst  
 gleich neben meinen Gott gestellt habe, noch  
 wünschen kann. Ich bin dafür genug gestraft,  
 da ich in meinem zwanzigsten Lebensjahre alle  
 meine Täuschungen habe verschwinden sehen.

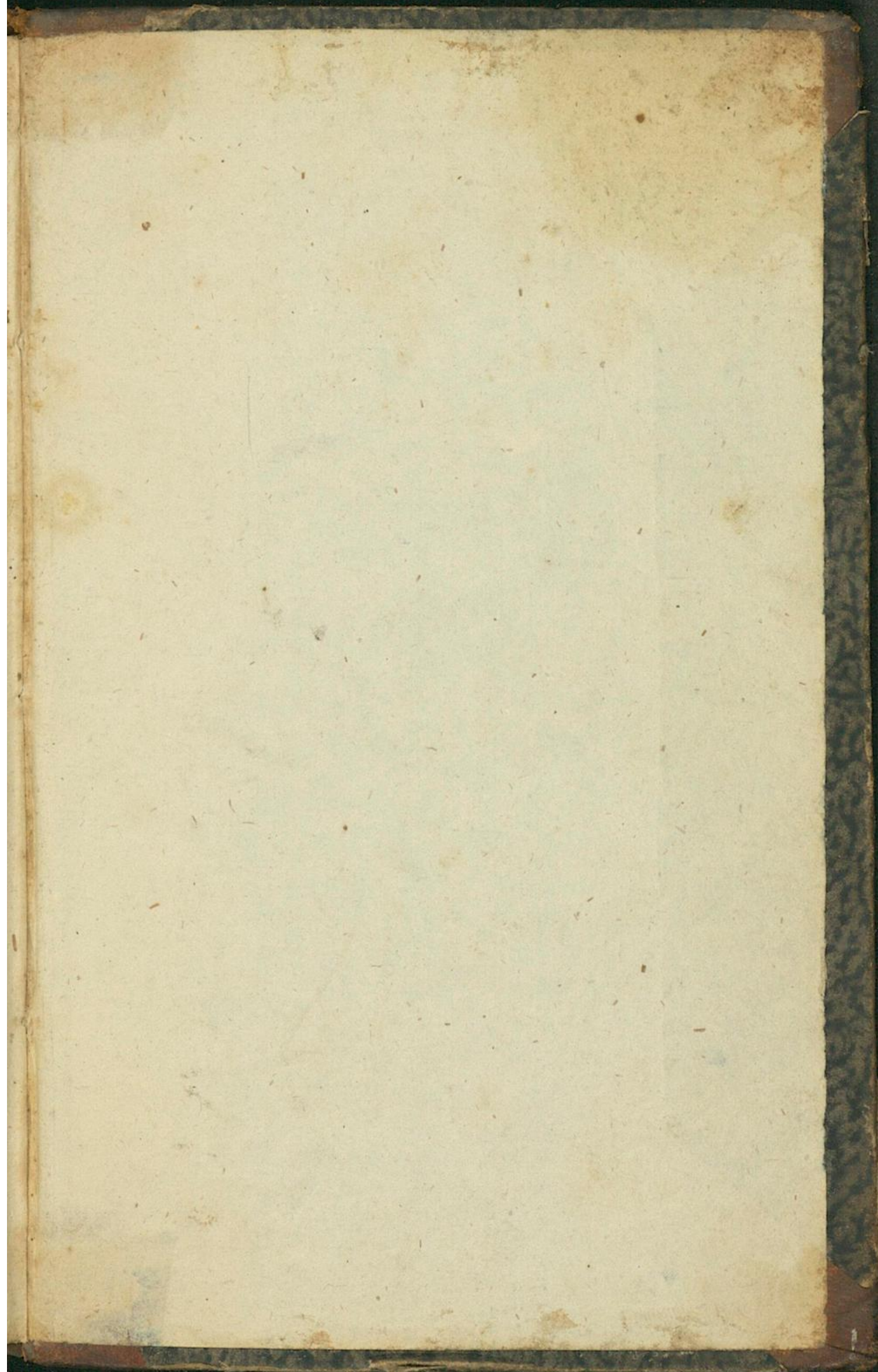
Gute Nacht, theure Großmutter! Das Licht  
 meines Lebens wird nur für wenige Tage noch  
 reichen, ich fühle es — mit Freuden!

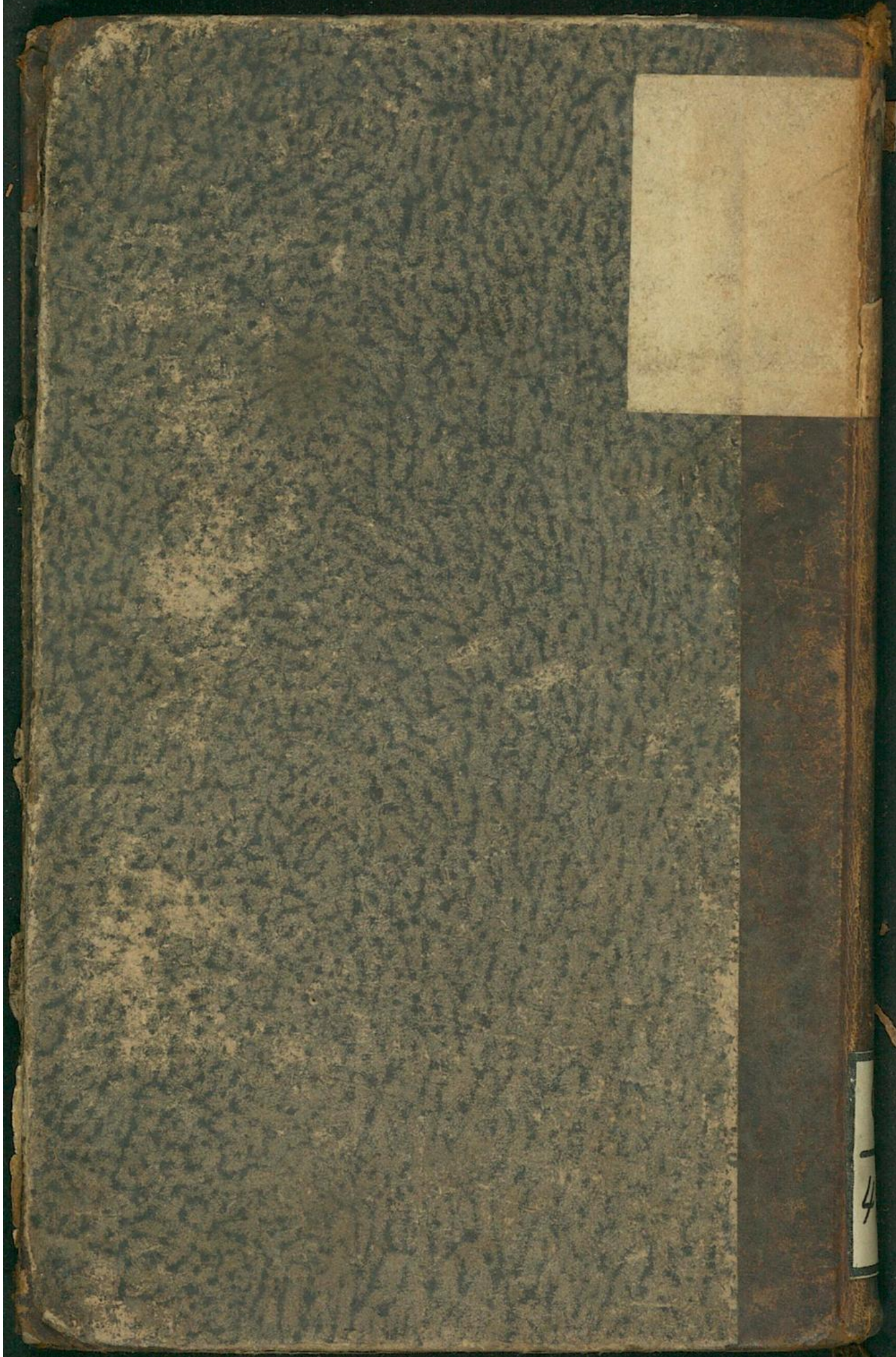
E n d e.



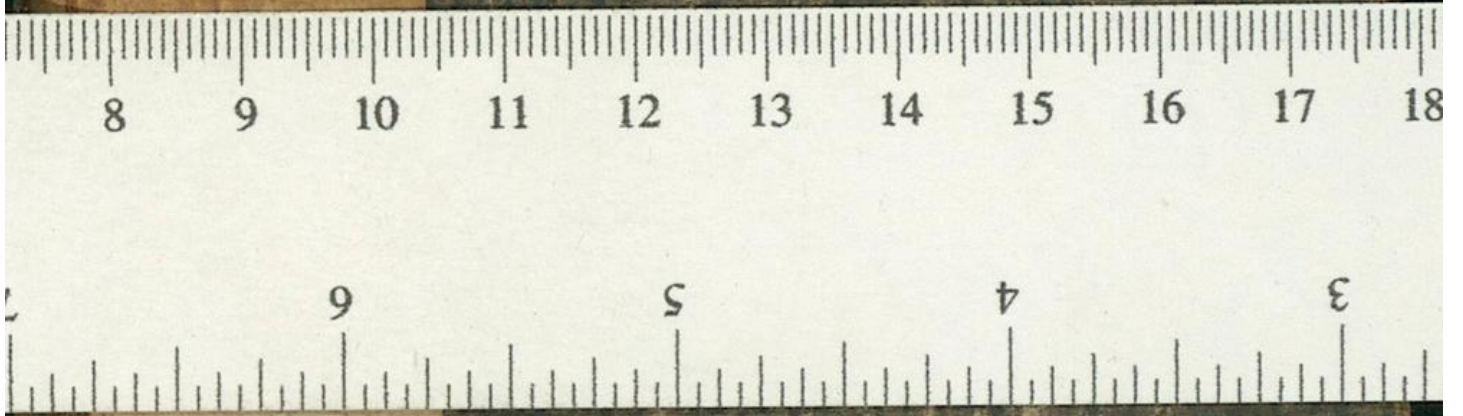








4



tt  
5/5